Zur Ehre Gottes.

Eine Jesuiten-Geschichte.

Von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Leipzig.

Fr. Wilh. Grunow.

1860.

Vorwort.

Der Jesuitenwahlspruch, der als Titel diesem Buche voransteht, hat seit lange im Munde aller Gebildeten eine ironische Bedeutung. Diese Ironie wird, je weiter Du, lieber Leser, in dieser Geschichte vordringst, immer bitterer klingen, immer schärfer schneiden und sich aus dem Widerspruche selbst erzeugen, der zwischen dem heiligen Zwecke und den sündhaften Mitteln besteht.

Den ersten Impuls zu dieser Erzählung erhielt ich schon vor Jahren. Ich war in Genf mit einem verdienstvollen Archäologen zusammengekommen, der mich am Abend vor meiner Abreise nach Besançon, auf die dortige Jesuitenkirche aufmerksam machte und mir ihre Entstehung und die Schicksale ihres Gründers in kurzen Umrissen mittheilte. Die Geschichte klang so romantisch, so abentheuerlich, als wenn sie irgend ein

träumerischer Kopf an einem grauen Herbstabend am Kamin erfunden, die Augen auf die verglimmenden Kohlen gerichtet, indeß es draußen stürmt und regnet. Dennoch ist sie wahr, geschichtlich, in ihren Grundzügen wie in den Einzelnheiten von dem Zeugniß der Zeitgenossen und von Aktenstücken in den Archiven von Besançon und Dole beglaubigt, so zwar, daß ich nur den wahrscheinlichen Hergang der Dinge dichtend darzustellen hatte.

Jahre lang lag die Erzählung, die meine Phantasie mächtig gepackt, beinahe fertig, aber halb vergessen in meiner Mappe. Sie läge noch jetzt darin, wenn sie mir nicht von einer politischen Tagesfrage herausgelockt worden wäre. Diese Frage ist keine andere, als der um Neujahr neu entbrannte Streit um den weltlichen Besitz des Papstes, der noch immer unausgefochten ist und eine Wendung zu nehmen scheint, die wider die Absicht der leitenden Urheber läuft. Bannstrahlen fahren über ganze Länder, — freilich ohne wie zu Hildebrand's Zeiten zu zünden — und man begeht den Irrthum, den Besitz eines Stück Landes zu einem Glaubensartikel zu machen und, wie im Mittelalter, das Schwert für ein Dogma zu ergreifen, wie wenn ein Jahrhundert, das in der Geschichte so

gut wie das unsrige bewandert ist, nicht wüßte, daß der Staat, der sich das Erbtheil St. Petri nennt, mit denselben Waffen, die ihn zusammengebracht, wieder aufgelöst werden könne. Eine lange Vergangenheit weis't nach, daß nicht weltlicher Besitz die Stärke der Kirche gebildet hat, sondern nur Herrschsucht entwickelt, die sich an die Stelle apostolischer Tugenden setzt. Allem Besitz klebt etwas höchst Profanes an und er läßt sich nicht auf die Dauer behaupten, ohne die ideelle Natur der Religion in die Streitfragen des Tages mit hinunterzureißen. Davon liefert ja auch der Orden der Jesuiten ein warnendes Beispiel! Auch seine Aufhebung erfolgte, er forderte sie selbst heraus, als er die höchste Stufe politischen Einflusses und territorialen Reichthums erlangt hatte.

Diese Reflexionen sind es, die mich zur Herausgabe dieser Erzählung bestimmten. Ich berichte eine Episode aus der Zeit, als der Orden sein ursprüngliches Programm bereits vergessen und die Eroberung irdischer Güter in den Kreis seiner Mission gezogen hatte. Wir finden ihn mit offenen Angen auf dem Wege der Entartung fortgehend und jedes Mittel zu seinem Zwecke verwenden. Er hat die Evangelien bei Seite gelegt und sie mit der Lektüre des Machiavell

vertauscht. Wir sehen den Dämon der Habsucht, den man heraufbeschworen, erst schmeichelnd und willfährig lächeln, als er aber die dargebotene Hand erfaßt hat, als Herrn und Meister schalten und walten und die Beschwörer so weit treiben, als er selber gehen kann ..... Zuletzt siegt, entsetzlich, das böse Prinzip, aber — man darf ja die Weltgeschichte, dies große, ungeheure, von unendlichen Kräften in Bewegung gesetzte Drama nicht für ein Theaterstück halten, in welchem der Intriguant und Verbrecher die Unschuld fürchterlich quält, jedoch schon nach dritthalb Stunden exemplarisch bestraft wird ....

Die geschichtliche Nemesis, lieber Leser, bringt die Menschen nur zu oft durch ihre unbegreifliche Langmuth zur Verzweiflung, als wäre sie taub für alle Rufe der Rache. Kommt sie dann endlich, findet sie veränderte Zustände, andere Menschen. Aber sie ist wieder taub, taub für alle Rufe der Fürsprache.....

Prag, im April 1860.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Zur Ehre Gottes.

Erstes Kapitel.

Herr Gauthiot d'Ancier.

Im Frühling des Jahres 1626 kam ein französischer Cavalier Anton Franz Gauthiot d'Ancier in Rom an und quartierte sich im Gasthof zum goldnen Einhorn auf der Piazza Navona ein. Er war ein Sechziger, nicht allzu rüstig mehr, ein Hagestolz, der ohne jede Begleitung reiste, übrigens ein sehr reicher Herr, der in der Nähe von Besançon große Landgüter besaß.

Einst ein Weltmann und Lebemann im vollsten Sinne des Worts, Offizier, Escadronchef unter Heinrich dem Dritten, tapfer mit dem Degen und so gewandt in Wort und Schrift, daß ihn sein Souverain mehrfach zu diplomatischen Missionen verwendet hatte, ein Liebling der Frauen, der mit Bassompierre den Ruf der Unwiderstehlichkeit getheilt, ein leidenschaftlicher Jäger nnd Freund von Pferden und Hunden, war Herr von

Ancier, in Folge von Erschütterungen, die sein Gemüth betroffen, plötzlich sehr fromm geworden. Er hatte mit einem Male angefangen, allen Eitelkeiten der Welt zu entsagen und sein früheres weltliches Leben zu bereuen. Er hatte sogar eine Reise nach Palästina unternommen und war nun in der ewigen Stadt, wo die Gebeine der größten Apostel liegen, um den Segen des heiligen Vaters als kostbarstes Geschenk mit heim zu nehmen.

Seine Frömmigkeit hatte Herrn von Ancier längst den Vätern von der Gesellschaft Jesu empfohlen und das Bruderhaus in Besançon hatte es der Congregation in Rom ans Herz gelegt, sich des Cavaliers, wenn er dort erschiene, nach besten Kräften anzunehmen. Er war nicht drei Tage in Rom, als zwei Väter des Ordens — Jesuiti sunt semper bini — bei ihm eintraten und die Rechte älterer Bekannten geltend machten. Für Herrn von Ancier war dieser Besuch ein ehrendes, freudiges Ereigniß. Seitdem die Religion von seinem ganzen Denken Besitz genommen, sah er in jedem Jesuiten einen geweihten Kämpfer für die Sache der wahren Kirche, die eben mit ihren Widersachern im heißen Kampfe lag. Die beiden Väter kannte er übrigens bereits von Besançon her, wo er sie öfter in seinem Hause zu Gast sah; der ältere von Beiden, Pater Ca-

barro, ein Spanier, war längere Zeit sein Beichtvater gewesen.

Cabarro fand Herrn von Ancier bedenklich gealtert. Er äußerte sich nicht darüber, da er wußte, daß dieser zur Hypochondrie geneigt sei und sein Leben sehr lieb habe; er begnügte sich damit, ihn zu bitten, sich hier in Rom eine längere Ruhe zu gönnen. Herr von Ancier erwiderte, daß dies in der That seine Absicht sei. Unmittelbar darauf stellte es sich aber heraus, daß er seit seiner Ankunft halb Rom zu Fuß durchwandert habe. Der Cavalier war offenbar eine jener Naturen, die das Alter nicht beruhigt, sondern mit einer fast krankhaften Rastlosigkeit erfüllt. Sie wollen die Spanne Zeit, die sie vor sich haben, recht ausbeuten und führen das Leben dadurch nur einem um so rascheren Ende entgegen.

Man kam auf den steigenden Glanz der Stadt, auf die vielen Neubauten Urban's VIII. zu sprechen. Pater Ortiz fragte dazwischen, ob Herr von Ancier bereits die verschiedenen hohen Personen besucht habe, mit denen er gewiß in früherer Zeit zusammen gekommen? Den Connetable Don Philipp Colonna, den Cardinal Bentivoglio, den hiesigen französischen Geschäftsträger kenne er sicher.

„Ich habe wohl all diese Herren", erwiderte der Cavalier, „vor Jahren gesehen und gesprochen, doch heute erinnere ich mich ihrer kaum und auch sie werden nur vielleicht meinen Namen im Gedächtniß behalten haben. Ich besuche keinen. Ich habe mit der Welt abgeschlossen, bin als Pilger nach Rom gekommen und will als solcher hier leben. Besuchte ich auch nur einen Einzigen, müßte ich Einladungen Folge leisten und Gewohnheiten wieder aufnehmen, denen ich seit Jahren entsagt habe. Sie werden vielleicht bemerkt haben, daß ich ganz allein wohne. Mein alter Diener starb in Rimini, ich habe keinen an seiner Stelle aufgenommen."

„Damit Du weißt, was das heißt", sprach Cabarro zu seinem jüngern Freunde, „muß ich Dir sagen, daß Herr von Ancier sonst nie weniger als zwölf Pferde im Stalle hatte und sich was drauf einbildete, die schönsten Livreen für seine Leute zu ersinnen."

„Sie lernten mich zuerst kennen", sagte Herr von Ancier nachdenklich, „als ich sorglos und unbekümmert im Strudel der Weltlust schwamm und trafen mich auf einem Wendepunkt meines Lebens wieder. Das erste Mal war ich gleichgültig an Ihnen vorübergegangen, das zweite Mal war es anders. Ich war der frühere Mensch nicht mehr. Ein Blitzstrahl war, so zu sagen,

vor meinen Füßen niedergefallen und hatte mir die Augen geöffnet. Eine schreckliche, aber heilsame Trauer gab mich mir selbst zurück. Auch Sie waren erst spät und nach mancherlei Stürmen in den wahren Hafen gelangt. Sie würdigten mich Ihres Umganges, geleiteten mich, richteten mich auf, zeigten mir das himmlische Jerusalem, das wir Alle suchen sollen. Ich danke Ihnen Unvergängliches und will mich noch in der Todesstunde Ihrer, als meines Retters, erinnern."

Cabarro drückte seinem Freunde theilnehmend die Hand und versuchte seine Gedanken, die sich so plötzlich verdüstert hatten, wieder aufzuhellen. Es gelang nur theilweise. Zum Schluß sagte der Jesuit: „Einen Besuch müssen Sie doch machen, wenn Sie auch sonst sich von Allen zurückziehen. Unser Ordensgeneral hatte kaum von Ihrer Ankunft Notiz erhalten, als er den lebhaften Wunsch aussprach, Sie kennen zu lernen."

Herr von Ancier empfand eine aufrichtige Freude über diese Auszeichnung und es wurde für den morgigen Tag der Gang in die Residenz des Generals verabredet.

Als die beiden frommen Väter den Cavalier verlassen hatten und ihren Heimweg über die Piazza Navona nahmen, sagte Pater Ortiz, der jüngere:

„Ein sonderbarer alter Mann! Was ist's mit dem Schlage, der ihn so plötzlich getroffen und ihn fromm gemacht hat?"

„Dieser Weltmann", erwiderte Cabarro, „der in seinen jungen Jahren viel in der Welt umhergefahren ist und manche Blüthe gepflückt hat, hat doch einmal in seinem Leben tief, wahr, leidenschaftlich geliebt. Es war eine Venetianerin — ihren Namen hab' ich vergessen. Er wurde gewaltsam von ihr getrennt und fand sie nach Jahren als das Weib eines Andern wieder. Das erste Wiedersehen der Beiden wurde verrathen; der erzürnte Gatte tödtete die Schuldige, der Liebhaber entkam. Herr von Ancier versank in Schwermuth und von diesem Tage an datirt seine Bekehrung. Mir ist noch keine vorgekommen, die ernstlicher gemeint wäre."

Zweites Kapitel.

Die Audienz.

Herr von Ancier blieb den ganzen Tag in Aufregung darüber, daß er morgen eine Audienz bei dem General der Gesellschaft Jesu haben werde. Es ist vielleicht überflüssig hier zu sagen, daß der Jesuitenorden um diese Zeit auf dem Gipfel seiner Macht und seines moralischen Ansehens stand. Geschaffen, um die Reformirung der Welt im orthodoxen Sinne in's Werk zu setzen und ein Widergift gegen die Ketzer zu sein, hatte die Gesellschaft durch die eingepflanzte Kraft ihrer Organisation und durch den verwegenen Geist ihrer aus der ganzen Welt zusammengelesenen Mitglieder eine außerordentliche Bedeutung erlangt. Sie war eine Grundsäule der Kirche und eine eben so gefürchtete als geachtete Autorität des Glaubens und des Gewissens geworden. Die Mitglieder des Ordens hatten sich damals bereits über den ganzen Erdball zerstreut, sie

besaßen unzählige Klöster, Kirchen und Abteien, sie waren Beichtväter der Könige, deren Geheimnisse dadurch die ihrigen geworden. Sie nannten sich selbst die „große Monarchie", die „letzten Apostel", die „geistige Ritterschaft Christi" und das Ziel ihres Strebens war kein geringeres, als die völlige Ausrottung der von ihnen sogenannten Lutherischen Ketzerei, die Beherrschung und Führung aller Könige und Fürsten Europas zu ihren Zwecken und somit die Weltherrschaft.

Und so weit waren sie bereits in weniger als einem Jahrhundert gekommen!

Die Gesellschaft Jesu ging damals auf ihr Ziel mit einer Ausdauer, einem Selbstbewußtsein und einer kalten, verwegenen Energie los, wie man ein Gleiches sonst nur bei einem neuen, sich Bahn brechenden Glauben findet. Las man die Schriften, die von Mitgliedern des Ordens damals in die Welt gesandt wurden, so war die Gründung der Gesellschaft von Alters her geweissagt worden, die Stiftung selbst von den mannigfachsten Zeichen und Wundern begleitet gewesen. Es war Jahrhunderte zuvor im Rathe Gottes gelegen, durch diesen Orden seine Kirche bis an die Grenze der Erde zu führen, die Menschheit zu erneuern und zu reinigen und das „Scheusal des Erdballs," die Pest

der Lehre, welche das liberum examen, das Recht der freien Forschung an die Stelle des blinden Gehorsams setzte, zu ersticken. Auf die Jesuiten bezog sich schon die Stelle aus Jesaias, wenn er sagte: „Gehet hin, ihr schnellen Engel, gehet zu den kranken und zerrissenen Völkern, gehet zu dem schrecklichen Volke, hinter welchem keines wohnet!“ Die „schnellen Engel“ waren die Väter der Gesellschaft Loyola's, die „Völker, hinter denen keine andern wohnen“, die Japanesen und Chinesen, zu welchen sie als Missionäre zogen. Der heilige Thomas von Aquin hatte seinerseits bewiesen, daß unter den vier Engeln der Apokalypse die vier Predigerorden seiner Zeit gemeint seien. Aber er hatte schon einen fünften geweissagt: ein fünfter Orden wird von Gott erweckt werden, wenn die große Ketzerei entstanden sein wird. Noch klarer hatte sich der heilige Abt Joachim ausgesprochen: „Ein neuer Orden“, sagt er, „wird kommen und sich von Jesu nennen. Er wird von Priestern sein, aber auch religiöse Laienbrüder umfassen. Er wird im sechsten Alter der Kirche leuchten und bis an das Ende der Welt dauern, er wird apostolisch sein, dem Papst einen besondern Gehorsam weihen und so gelehrt sein, daß vor ihm verstummen werden Alle, die sich weltlich weise dünken.“

Der eigentliche Stifter des Ordens war nach dem Zeugnisse seiner Mitglieder Jesus selbst; seine Amme, Mutter und Patronin die heilige Jungfrau gewesen. Unzählige Male war sie mit dem Kinde auf dem Arm dem Ignatz von Loyola erschienen; sie selbst hatte ihn in das Gebirge des Montserrat geschickt und aus ihrer unmittelbaren Eingebung hatte er dort seine geistlichen Exercitien niedergeschrieben. Nun hatten zwei Heilige: Ignatz von Loyola und Franz Xaver, das Werk weitergeführt, Männer, welche die Gesellschaft selbst mit den Aposteln Peter und Paul verglich, und nur dem augenscheinlichen unleugbaren Schutze Gottes war das Wachsthum und die Macht einer Gesellschaft zuzuschreiben, die so klein begonnen und nun ganze Völker mit Krieg zu überziehen im Stande war. Auf ihr Gebot hatte Philipp der Zweite seinen Alba in die Niederlande geschickt, auf ihr Gebot hin unternahm ihr Zögling Ferdinand II. eben damals den ungeheuren Krieg zur Ausrottung der Ketzerei in Böhmen und Deutschland.

Es ist begreiflich, mit welcher Ehrerbietung ein Mensch von orthodox-gläubigem Gemüth damals vor dem General der Jesuiten erschien.

Er war ja der unumschränkteste Herr über die größte

geistliche Körperschaft, die die Welt je gesehen, eigentlich ein zweiter, weit furchtbarerer Papst, den alle Mitglieder als den direkten Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden ansehen mußten.

Mit der Ruhe und Sicherheit des alten Cavaliers wäre Herr von Ancier vor jeden Souverän getreten, aber der Beherrscher so vieler Geister, das auserlesene, Gott geweihte Rüstzeug der kämpfenden Kirche flößte ihm eine unsagbare Scheu ein.

Um das einfache, schwarze, schmucklose Gewand des Ordens anzuziehen, hatten Franz Borgia, Herzog von Gandia, und Claudius Aquaviva, Herzog von Adria, ihre Kronen niedergelegt, und diese Resignation war in den Augen der gläubigen Welt eine Erhöhung gewesen.

General des Ordens war um diese Zeit Mutio Vitelleschi. Vom Stifter Ignatz Loyola war die Generalswürde auf Lainez, von diesem auf Franz von Borgia übergegangen. Everard Mercurianus, ein Belgier, hatte nach diesem nur zwei Jahre geherrscht. Diesem war, erst achtunddreißig Jahre alt, Claudius Aquaviva gefolgt. Vitelleschi war der sechste General des Ordens und sollte es erleben, daß das hundertjährige Jubiläum der Gesellschaft in allen Theilen der

Welt, in hundert und hundert Kirchen feierlich begangen wurde. Seiner Bemühung war es gelungen, daß der wunderthätige Stifter und Franz Xaver bereits heilig gesprochen, Franz von Borgia unter die Seeligen aufgenommen war. Er galt allgemein für einen Mann von strenger, exemplarischer Frömmigkeit, eifrig und begeistert, eine Feuerseele hinter einer sanften, milden, friedfertigen Außenseite.

Herrn von Ancier's Bewegung, daß er vor den Vater der Gesellschaft treten solle, hatte aber noch einen andern Grund. Er wollte, wenn ihm je das Glück vergönnt wäre, dem herrlichen Manne zu nahen, diesen von einem Entschlusse in Kenntniß setzen, den er seit Jahren in verschwiegener Brust trug und der, bei dem Werth, den Herr von Ancier trotz seines der Welt scheinbar abgewandten Sinnes auf das Leben und dessen Güter legte, für ihn von größter Bedeutung war. Dieser Vorsatz war kein anderer als der: sein ganzes, für jene Zeit ungeheures Vermögen nach seinem Tode dem Orden Jesu zu vermachen.

Oft, schon in frühern Jahren, wenn Herr von Ancier mit seinem Freunde Pater Cabarro zusammensaß, hatte er diesen seinen Entschluß ahnen lassen. Ein anderes Mal setzte er ihm auseinander, wie weit-

läufig seine Güter seien. Er specialisirte dann alle Grundstücke und zählte alle Schuldbriefe auf, die er auf die Bank von Genua hatte. Dem Zuhörer war der Mund wässrig geworden, er hatte bereits versucht, seinen Freund zur Aufsetzung des Testaments zu vermögen. Herr von Ancier verschob es immer. Seine Frömmigkeit war groß, groß seine Zuneigung zu den Vätern, aber größer noch seine Liebe zum Leben. Er hatte eine abergläubische Furcht vor dem Tode und meinte, dieser müsse der Aufsetzung des Testamentes auf dem Fuße folgen.

Es ist von selbst verständlich, daß Alles für den Orden verloren war, wenn Herrn von Ancier ein plötzlicher Unglücks- oder Krankheitsfall wegraffte.

Schon früh am andern Morgen erschienen die frommen Väter bei dem Cavalier und meldeten ihm, daß der Ordensgeneral seinen Besuch erwarte. Ein Wagen stand unten und brachte alle Drei in's Kloster.

Die Väter der Gesellschaft Jesu besaßen dazumal bereits in Rom mehrere Häuser und hatten nebst dem Collegium Romanum noch vier andere Collegien. Im Collegio Romano waren zwölf Säle unter einem Dache, in welchen alle Wissenschaften von der Grammatik bis zur Astronomie hinauf gelehrt wurden. Die

anderen Collegien waren meist der Theologie, den fremden Sprachen, der Ausbildung der Missionäre gewidmet.

Das eigentliche Klostergebäude oder Profeßhaus in welchem der Ordensgeneral residirte und heute noch residirt, liegt in dem Stadttheil gegen das Capitol zu. Es stößt an die Kirche del Gesu, einer der größten und prächtigsten Kirchen Roms und hat den herrlichen Palazzo di Venezia, in welchem heut zu Tage der östreichische Botschafter wohnt, zum nächsten Nachbar. Es ist ein schwarzes, ernstes, festungsartiges Gebäude.

Schon damals respektirte der gemeine Volkswitz das Profeßhaus der Jesuiten nicht sonderlich. Man fragte warum auf dem Platz vor dem Kloster und in den Straßen nebenan der Wind immer blase? Die Antwort war folgende: Der Teufel kam einmal auf seinem Rappen, dem Wind, übers Meer daher, er hatte häufig in Rom zu thun. Als er vor dem Palazzo di Venezia vorüberkam, sagte er plötzlich: Erwarte mich ein bischen, ich gehe zu den Herren Jesuiten hinauf. Der Teufel ging und kam bis zur Stunde nicht wieder, sein Reitroß der Wind patroullirt noch immer erwartend unten auf und ab.

Was hätte wohl Herr von Ancier gesagt und gethan, wenn ihm solch ein frecher Witz zu Ohren gekommen wäre? Vermuthlich hätte er, heftig wie er war, zuerst einen Schlag nach dem Frechen geführt, einen Augenblick später aber für das Heil seiner Seele beten mögen. Ein frommer Schauer durchrieselte ihn, als er innerhalb der Clausur die Treppen hinanging, wo von jedem Absatz die Portraits von Mitgliedern der Congregation herabsahen, als er die hallenden Corridore durchschritt, die schon dadurch geheiligt waren, daß Ignatz von Loyola in ihnen gewandelt.

Das Arbeitszimmer des Ordensgenerals, in welches die Väter Ortiz und Cabarro Herrn von Ancier führten, war ein hohes, ziemlich großes, von vier Fenstern erhelltes Gemach. Bücherschränke deckten eine der Wände, ein weitläufiges Gerüst mit Fächern, auf denen man die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets las, das Archiv der laufenden Correspondenz, füllte eine zweite Wand. Vor allem Andern aber ward das Auge durch zwei große, meisterhafte Oelgemälde gefesselt. Das eine Bild stellte den Freund des letzten Ordensgenerals, den seeligen Stanislaus Kostka dar, der am Vorabend der Himmelfahrt Mariä stirbt, das an-

dere den Vater Carl Spinola, der in Japan bei langsamen Feuer gebraten wird. Beide Bilder hatten oben eine kleinere, allegorische Hälfte. Auf dem Bilde Kostka's sah man einen kleinen Vogel, der sich auf den Rücken eines himmelanfahrenden Adlers gesetzt hatte mit der Umschrift: „Ut assumar“ (daß ich mit emporsteige.) Ueber der Marterscene des Spinola sah man einen Salamander in Flammen mit der Ueberschrift: „in mediis flamis vivam.“ (Ich werde mitten in Flammen leben.)

Doch noch ein Merkwürdiges gab es in diesem Zimmer. Auf einem niedrigen Tischchen von fremdländischem Holz stand ein Globus von sehr großen Dimensionen, mindestens fünf Fuß im Durchmesser. Dieser Globus war in rothangezeichnete Felder von verschiedener Größe getheilt. In diesen Feldern bemerkte man eine Menge kleiner Kreutze, die über alle Lande der Welt, vom Norden bis zum Süden, vom Aufgang bis zum Niedergang hie und da mehr vereinzelt, hie und da dichter ausgestreut waren. Diese Punkte gingen um die ganze Welt, man fand sie sogar auf den entlegensten Inselgruppen. Die rothgezeichneten Felder bezeichneten die neunundzwanzig Provinzen, in welche der Jesuitenorden die Welt getheilt,

die rothen Kreutzchen die Punkte, wo er Niederlassungen hatte.

Als Hausgeist in diesem Zimmer, zwischen den Büchern und Landkarten, Bildern und Papieren lebte der Stubengenosse Vitelleschi's, ein Kater so groß und stark, wie Herr von Ancier kaum jemals einen gesehn. Sein Pelz war von Hermelinweiße. Langsam und nachlässig öffnete er, auf einem niedern, ledergepolsterten Stuhl ausgestreckt, die großen chrysoprasfarbenen Augen, sah die Eintretenden an und sank in sein früheres Nachdenken zurück. Es war ein beschauliches, mönchisches, man kann sagen unheimlich ernstes Thier, ein Liebling Vitelleschi's. Alle Triebe und Leidenschaften seines Geschlechts waren ihm fremd. Nie hatte er sich mit Seinesgleichen auf Dächern und Dachrinnen ergangen, nie wie Seinesgleichen die Nächte verschwelgt. Dies Arbeitszimmer des Ordensgenerals war seine ganze Welt. Als er in frühster Jugend ins Kloster kam, hatte ihn dort das Schicksal des Abälard und des Origines betroffen und ihn fähig gemacht, ein untadliger Insasse des Profeßhauses zu werden.

Kaum eine Minute mochte vergangen sein, seitdem die Väter mit Herrn von Ancier eingetreten, als die Thür eines nebenanliegenden Kämmerchens, in welchem

man ein Crucifix und einen Betschemel sah, sich öffnete und der Ordensgeneral hervortrat.

Mutio Vitelleschi war ein hoher, hagerer, etwas gebeugter Greis, der den Siebzigen nahe schien, obgleich er noch nicht so alt war. Er hatte milde, sanfte Züge. Sein schneeweißes Haar war kurz geschoren, ein weißer Schnur,-Backen- und Knebelbart löste sich mit scharfen Contouren vom mattgelben Teint seiner Haut ab. Seine Nase war fein, an der Wurzel fast durchscheinend, die Nasenflügel pflegten in Momenten den Erregung ganz eigenthümlich zu vibriren. Der Beobachter erkannte in diesen Zügen und in dem eigenthümlichen Schnitt des Mundes eine nervöse, erethische Natur, aber wie sehr hätte d e r gefehlt, der daraus gefolgert hätte, daß es ihr an Kraft und Entschiedenheit mangle! Da brauchte man nur in die schwarzen, scharf auf einen Punkt gerichteten Augen zu blicken, die hinter den welken, wachsartigen Lidern ein beinahe unheimliches Feuer ausstrahlen ließen.

Vitelleschi lud Herrn von Ancier, nachdem ihm dessen Name genannt worden war, zum Sitzen ein und führte das Gespräch auf die politischen Zustände Frankreichs und Europas.

Es war eben eine spannungsvolle Zeit. Das Doppel-

haus von Spanien und Oestreich strebte eben, indem es einen allgemeinen Krieg gegen die Ketzerei aufschürte und den Kampf mit allen protestantischen Fürsten begann, nach der Suprematie in Europa. Vor sechs Jahren war endlich gelungen, was so folgenschwer sein sollte: von Spanien nach Oestreich hinüber ward eine Brücke geschlagen. Als die katholischen Bewohner der italienischen Thäler Graubündens sich gegen ihre protestantischen Fürsten erhoben, hatten Spanien und Oestreich das ganze Land mit Truppen besetzt. Auf italienischer Seite der Pässe standen spanische, auf deutscher habsburgische Truppen und so reichten sich die alliirten Mächte über dem Kamme der Alpen die Hände. Diesen weitausgreifenden Plänen war Richelieu entgegengetreten, der vor zwei Jahren die Leitung der französischen Angelegenheiten übernommen hatte. Während Ferdinand II. sich in Böhmen durch Waldstein das Heer bildete, durch welches er Deutschland zu bezwingen hoffte, hatte der Cardinal die italienischen Thäler Graubündens mit französischen Truppen besetzt, sich an die niederländische Republik, an England, Dänemark und Schweden, kurz an die protestantischen Mächte angeschlossen und alles deutete darauf, daß er sich mit dem Gedanken trage, auf Spanien einen plötzlichen Schlag zu führen.

Indessen schien Richelieu plötzlich seine Pläne wieder aufgegeben zu haben. Seine Annäherung an die protestantischen Mächte hatte, da nicht alle Franzosen so klar wie er die Entwürfe des Hauses Habsburg durchschauten, eine starke Opposition hervorgerufen, da sie das katholische Princip des Staats zu verletzten schien. Ein Aufstand der Calvinisten in Frankreich brachte ihn in Verlegenheit und er schloß mit Spanien den Frieden von Moncon.

„Wir haben die Nachricht von diesem Frieden", sagte Vitelleschi, „als er vor einigen Tagen einlief, mit Freuden begrüßt. Welches Herz freut sich nicht, wenn man einen Irrenden wieder den rechten Pfad betreten sieht. Mit welchem Schmerz mußten wir einen katholischen Minister, zugleich einen Fürst der Kirche, im Bunde mit den ketzerischen Mächten sehen!... Man hat dem Einfluß unseres Ordens einen Theil an dieser Rückkehr zugeschrieben, eine Schaar von Bösen hat sogar gesagt, wir hätten bei dem Aufstand der Hugenotten unsre Hände im Spiel gehabt, um den Cardinal zu schrecken. Elende, unmächtige Verleumdung! Wir sind keineswegs die politischen Priester, für die man uns hält. Der Erziehung der Jugend, der Predigt, der Mission ist unser Leben geweiht und wir glauben, daß

geistige Mächte auf die Ordnung der Welt mehr Einfluß haben, als alle Intrigue. Wir hassen nicht den Cardinal, der uns haßt, wir haben nie aufgehört, für ihn zu beten. Möge er beim Scheine des Brandes, der vor ihm wie aus der Hölle selbst emporstieg, erkennen, auf welcher Seite sein Weg und der des katholischen Frankreichs liegt."

Herr von Ancier neigte das Haupt und Vitelleschi fragte:

„Wissen Sie mir zu sagen, wie die Nachricht von diesem Friedensschlusse in den Kreisen des Adels aufgenommen wurde?"

„Hochwürdiger Vater", entgegnete Herr von Ancier, „ich bin der ungeeignetste Mensch, um Ihnen Nachrichten aus Frankreich zu bringen. Ich lebe seit zehn Jahren fast ununterbrochen auf Reisen —"

„Seit zehn Jahren, ist's möglich!" rief der General.

„Ich hatte den Drang, den Orient, Palästina vor Allem, zu sehen. Ich stehe allein in der Welt, ein losgerissener Stamm, der auf den Wellen treibt —"

„Der ist nicht losgerissen", sagte Vitelleschi, „der Gott so eifrig sucht. Der Stamm wird nicht im Meere untergehen, er wird in den sichern Hafen einfahren

und Gott wird ihn zu seinem wunderbaren Bau verwenden."

Das Gespräch ging auf andre Dinge über. Man sprach von der Befestigung Roms, die der Papst eben eifrigst betrieb, von der jetzigen Kunstrichtung, von neuen Bauwerken. Vitelleschi entrollte den Plan für das Collegium de propaganda fide, den ihm Bernini eben gebracht. Endlich fragte er:

„Wie lange wollen Sie in Rom bleiben?"

„Vielleicht vier Wochen noch", erwiderte Herr von Ancier.

„Bleiben Sie länger", sagte Vitelleschi. „Bleiben Sie wenigstens bis zum 31. Juli, dem Tag des heiligen Ignatius, wo wir hier ein großes Fest begehen. Glauben Sie mir, der Aufenthalt in Rom thut wohl. Eine wunderbare Erhebung erfaßt hier die Seele und wirkt noch lange zurück, wenn man Rom verlassen."

„Ich habe sie empfunden, diese Erhebung", sagte Herr von Ancier, „es ist ein Gefühl, das nicht von dieser Welt ist. Als ich die riesige Matte emporheben wollte, die das Portal von St. Peter verdeckt und ein Schauder mich durchlief, meine Hand zitterte — als ich dann weiterging und mir war, als ob die Mosaikplatten sich emporhöben, der Boden sich unter einem

Unreinen öffnen müßte — als ich die marmornen Engel vor den Weihekesseln erblickte, scheu forschend, ob in ihren Gesichtern Drohung oder Wohlwollen zu lesen sei — und ich nun dastand — ein Atom in der ungeheuren Kirche — und welch ein Atom vor Gott erst — da hab' ich begriffen, was Rom ist! Ich werde das Gefühl davon bis an mein Ende bewahren."

Der große weiße Kater war inzwischen herangekommen und hatte sich mit emporgehobenem Rücken an Vitelleschi's Arm gerieben. Dieser zog ihn heran, streichelte ihn mit sanfter Hand und sagte: „Da sehen Sie meinen vieljährigen Gefährten, meinen Liebling. Sieht er nicht aus, als ob er uns verstände?"

„Es ist einer der schönsten seiner Gattung, den ich je gesehen", erwiderte der Cavalier.

„Wir Gelehrten", sagte Vitelleschi, „sind Freunde der Katzen. Sie sind Träumer und Stubenhocker wie wir, Freunde der Bequemlichkeit und der Wärme. Auch das sind verleumdete Geschöpfe! Man hält sie für falsch und sie sind doch nur klug, furchtsam, vorsichtig, lieben die Ruhe und das Behagen . . ."

Er wandte sich nach dieser abschweifenden Bemerkung wieder zu Herrn von Ancier und fragte:

„Wo wohnen Sie hier? Sind Sie mit Ihrem Quartier zufrieden?“

„Ich wohne im Einhorn“, sagte der Cavalier.

„Auf der Piazza Navona, ich kenne das Haus“, sagte Vitelleschi. „Es ist Ihrer völlig unwürdig. Wollten Sie sich nicht bei uns einquartieren?“

„Hier — im Kloster?“ fragte Herr von Ancier.

„Gewiß! hier, nebenan, irgendwo“, meinte der General. „Es wird sich schon eine freundliche Zelle finden.“

„Zu viel! zu viel!“ rief der Cavalier.

„Unser Haus hat viele Wohnungen“, sagte Vitelleschi freundlich lächelnd. „Kommen Sie zu uns, ziehen Sie nur bei uns ein und seien Sie, so lange Sie in Rom bleiben wollen, unser Gast. Wenige Bedürfnisse hat der Christ, Sie werden bei uns nichts vermissen und sich in Rom noch heimischer fühlen, wenn Sie sich von Freunden umgeben sehen.“

„Ich ein Gast Ihres Hauses — Ihr Gast, ehrwürdigster Vater!“ sagte Herr von Ancier. „Ich nehme es dankbar an, mein Herz und was ich bin und habe, gehört ja längst Ihnen. Ich erhielt meine erste Erziehung in Ihren Collegien und wo könnten mir meine alten Tage schöner verlaufen, als wieder unter Ihrem Dache?

Ihre Güte kommt mir entgegen, sie ermuthigt mich, Ihnen einen Entschluß kundzuthun, den ich seit Jahren gefaßt — Ihnen gehört, Ihrer Gesellschaft nach meinem Tode, Alles, was ich besitze."

Der Ordensgeneral mußte von dieser Absicht des Cavaliers wohl keine Ahnung haben. Er schwieg eine Weile überrascht.

„Ich glaube gehört zu haben", sagte er endlich, „daß Herr von Ancier einer der reichsten Cavaliere Frankreichs ist. Haben Sie keine Verwandten, die Sie durch einen solchen Schritt beeinträchtigen?"

„Ich habe", erwiderte Herr von Ancier, „nur entfernte Seitenverwandte, die sich um mich nie viel gekümmert haben. Der einzige Mensch, der Ansprüche auf eine Erbschaft hätte, ist Villiers Gauthiot, der Sohn meiner verstorbenen Schwester. Ich war ihm zum Vormund bestellt. Er brach durch, ging in die Welt hinaus, wurde Soldat. Er dient jetzt, glaube ich, im Neapolitanischen, ist für mich aber wie verschollen."

„Prüfen Sie", sagte Vitelleschi, „ehe Sie einen so wichtigen Entschluß fassen, Ihr Herz genau. Wir wollen es nicht verschulden, daß vielleicht einst die Stimme des Bluts sich in Ihnen erhebe und Ihnen Vorwürfe mache. Auch von unserer Seite wird die

Annahme gerechte Bedenken fordern. Eine so großartige Schenkung kann nicht anders als großes Aufsehen machen und es ist unausbleiblich, daß der Haß unserer Feinde sich erbittert gegen uns kehre, froh, daß er einen neuen Vorwurf der Anklage gefunden. Die Verleumdung ist Tag und Nacht hinter uns her, selbst Sie, Herr von Ancier, müssen das wissen. Sobald ein so naher Verwandter von Ihnen am Leben ist, wird die Sache noch bedenklicher. Ferne sei es, daß wir Ihnen Nahestehende benachtheiligen wollten, indem wir nähmen, was ihnen nach weltlichem Recht zukäme."

„Mein Entschluß", sagte Herr von Ancier, „ist nicht von heute, nicht einmal von diesem Jahre. Er ist lange und wohl bedacht. Ich bin glücklich, wenn der Orden gnädig aufnimmt, was ich ihm biete. Möge meine Seele gerettet werden, indem die Gesellschaft Jesu dereinst mein Gut zur Rettung der Seelen anwendet."

„Ihr frommer Sinn", sagte Vitelleschi, „rührt mich tief. Thun Sie, wozu Ihr Herz Sie treibt, nachdem Sie zuvor mit sich selbst berathen. Der Friede des Herrn sei mit Ihnen!"

Er streckte seine Hände segnend über Herrn von Anciers gesenktes Haupt, und die Audienz war zu Ende.

„Nun", fragte Pater Cabarro, als sie das Zimmer verlassen hatten, „sind Sie mit dem Empfang zufrieden?"

„Ob ich es bin", rief Herr von Ancier, „ich bin selig! O, Vitelleschi verdient den Namen eines Engels des Friedens, den ihm die geben, die ihn kennen! Für heute und immer bin ich der Seinige!"

„Es freut mich von Herzen, daß Sie so zufrieden sind", sagte Cabarro. „Wann ziehen Sie zu uns?"

„Morgen schon, wenn ich nicht störe", sagte Herr von Ancier.

„Sie sollen ein Zimmer neben dem meinigen erhalten. —"

Sie standen im Corridor, als sich ein ganzer Zug junger Männer in der Tracht des Ordens näherte.

„Was ist das?" fragte Herr von Ancier.

„Eine Mission, die heute abgeht," war die Antwort.

„Wohin?" fragte Herr von Ancier.

„Alle zusammen reisen vorerst nach Genua," erwiderte Ortiz, „und von da geht ein Theil nach der Goldküste, nach Ceylon und Malacca, der andere geht nach Brasilien."

Diese Namen wirkten magisch auf das Gemüth des Cavaliers, der so viel von diesen Missionen, die in eine damals noch weit fremdere Welt hinausgingen, gelesen hatte. Er sah die jungen Leute scharf an und sagte: bewegt:

„Ihre Gesichter sind freudig und doch haben sie den Tod vor Augen, den Ocean mit seinen Stürmen, das Meer, den Martertod, den tausendfach bitteren Tod, den Hunderte von Euch gefunden . . .“

„Sie suchen das Leben, das in Christo ist,“ sagte Ortiz, „und können freudig sein, denn sie werden es finden.“

Ein alter Priester trat aus seiner Zelle und rief mit lauter Stimme: Abite omnes, ad majorem Dei gloriam! Ziehet hin, zur größeren Ehre Gottes!“

„Ad majorem Dei gloriam!“ wiederholten die jungen Leute und die gewölbten Hallen gaben den Ruf zurück.

Herr von Ancier stand noch lange da, als der Zug verschwunden war und die Väter ihn bereits verlassen hatten. Er sagte zu sich selbst: „Auch diese neuen Apostel trifft die Verläumdung. Heuchler habe ich sie

nennen gehört. Doch wo gab es je einen Heuchler, der nicht sein Leben gewahrt hätte? Sie haben vor den Bildern Derer gebetet, die auf dem Roste starben, sie ziehen hin und sind froh! Man beglückwünscht Die, die zum Tode gehen! Wie groß! Welche Kraft liegt in ihrem Glauben! O, daß Alle, die ihre Lippen zur Anklage der Väter geöffnet, das gesehen und das gehört hätten, was ich gesehen und gehört habe!"

Drittes Kapitel.

Im Profeßhaus.

Einige Tage später war Herr von Ancier bereits in einem Seitenflügel des Profeßhauses einquartiert. Hier war es still, während es im Kloster selbst außerhalb der Clausur gar unruhig herging. Dort hielten Wagen und Sänften, die Glocke läutete beständig, vornehme Leute, von Lakaien gefolgt, traten ein, um sich bei den frommen Vätern geistlichen Raths zu erholen; die große Treppe zum Wohnzimmer des Ordensgenerals ward Vormittags nie leer von Audienzsuchenden, als wäre hier der Palast des mächtigsten Ministers. Ein feierlich ernster, prunkvoller Geist ging durch das ganze Haus.

Im Seitengebäude war es anders. Mehrere Höfe verhinderten, daß der Lärm von Wagen hindrang.

Kein Besuch verirrte sich bis hierher; nur zweimal im Tage erschien ein dienender Bruder, Morgens, um die Stube auszukehren, Abends, um dem Gast einen Krug mit Wasser zu bringen. Selbst die Väter Ortiz und Cabarro sah Herr von Ancier nicht alle Tage, da Beide vielfach beschäftigt waren. Beide waren Gelehrte und arbeiteten eifrig in ihren Fächern. Cabarro war Arzt und Chemiker und stand halbe Tage lang vor der Retorte, Ortiz war Astronom und supplirte seinen berühmten Lehrer, den Professor Grassi vom Collegium Romanum. Es war eben die Zeit, wo Galilei, auf die Werke Copernikus' gefußt, ein System aufgestellt hatte, das der heiligen Schrift und allen durch die Autorität der Kirche geheiligten Anschauungen zuwiderlief und nicht geduldet werden konnte. Pater Ortiz hatte es übernommen, für die heilige Inquisition, die eben daran ging, dem Neuerer den Prozeß zu machen, die Klageschrift abzufassen.

Gleich als habe der Eintritt in die Klosterwohnung Herrn von Ancier's frühere Rastlosigkeit mit einem Male gedämpft, blieb er nun viel daheim und nahm die wunderbaren Bauwerke Rom's, die Reste einer zweitausendjährigen Vergangenheit nur gelegentlich, wo es sich eben traf, in Augenschein. Es war, als

mache sich die Müdigkeit, die bei einem älteren Manne nach so mannigfachen Reisen unausweichlich eintreten mußte, nun mit einem Male geltend. Seine Fenster gingen auf einen mittelmäßig großen, geschlossenen Hof mit säulengestützten Arcaden, den ein viereckiger Gartenraum fast ganz ausfüllte. Von oben gesehen, bildete der Garten ein ununterbrochenes, dunkelgrünes Laubdach, ein wahres Labsal dem Auge. Sanfte Citronen- und Orangendüfte schwängerten die Luft. Herr von Ancier konnte stundenlang am Fenster stehen und träumend hinabblicken. Bald wußte er genau, wo jeder Vogel, der dort unten saß, sein Nest habe und welcher Oleanderbaum morgen seine Knospen öffnen werde. Ein kleiner Brunnen rauschte in dieser Einsamkeit, die mitten in der großen, geräuschvollen Stadt um so reizvoller war, und wiegte das Gemüth in eine sanfte Melancholie.

Wenn Cabarro in seinen freien Abendstunden seinen Freund besuchte, kam dieser mit dem sanften, schwermüthigen Ernst, der in der letzten Zeit seine gewöhnliche Gemüthsverfassung war, nicht selten auf den Schicksalsschlag zu sprechen, der ihn getroffen und seinem geistlichen Freunde zugeführt hatte.

„Wissen Sie wohl," sagte er eines Abends spät

„daß es in diesem Monat zwanzig Jahre werden, seitdem wir uns kennen? Verhängnißvolles Jahr 1606! Um von Venedig fortzukommen, wo mich Alles an sie erinnerte, bat ich um eine Mission nach einem recht fremden Ort. Ihre Majestät die Königin schickte mich nach Münster, wo damals der Churfürst sich aufhielt. Noch war mein ganzes Gemüth wie erdrückt, mein Herz eine einzige Wunde! Meine Aufregung wuchs in der Stadt, die von Ketzern zur Hälfte angefüllt und mit dem Interdikt belegt war, die mir wie ein Grab, wie ein lebendiges Grab vorkam. Ich habe Ihnen gestanden, Cabarro, daß ich mich dort mit einem Manne einließ, von dem es hieß, daß er in geheimer Wissenschaft erfahren sei. . . . Mir war's um nichts Anderes zu thun, als um Todte wiedererscheinen zu lassen . . . Wohin hätte mich das geführt, wie stünde es heut um mich, wenn wir uns damals nicht gefunden hätten? . . . Oft mahnte es mich, der damals mit so bösen Gedanken umging, in eine Kirche zu treten, den Umgang mit den Dienern des Bösen abzuschwören, ein neuer Mensch zu werden. Ach, die Kirchenpforten waren ja geschlossen, auf der Stadt lag der Bann, keine kirchliche Handlung durfte verrichtet werden. Da — in einer Nacht erwachte ich und glaubte noch

zu träumen, denn ich hörte die Glocke der Kirche mir gegenüber läuten; lang, eindringlich, wie mit einer Mutterstimme rief es: Kommt, kommt, kommt Alle herbei, meine verlorenen Kinder! Es läutete wohl eine, wohl zwei Stunden lang. Was ist das? dachte ich, es ist noch Nacht, der Morgen dämmert kaum. Was soll die Glocke, da doch ein Anathem über der Stadt liegt? Ich sprang auf und zog mich an, ging über den Platz, dahin, wo mir so wohlbekannte Litaneien entgegen tönten, und so wohlbekannte Klänge der Orgel! Wie kommt es, fragte ich einen Vorübergehenden, daß hier Gottesdienst gehalten wird, öffentlich, feierlich?

„Weil heut ein Jesuit Profeß ablegt!" sagte der Mensch und wies verächtlich auf das Portal, über dem das ehrwürdige Zeichen prangte; — ich aber erinnerte mich des herrlichen Privilegiums, das dem Orden gestattet, an jedem Feste, bei der Aufnahme oder beim Hinscheiden eines seiner Glieder Messe zu lesen, selbst inmitten der Schrecknisseder Excommunication und des Bannfluches. Zum ersten Male betete ich wieder, Sie, Cabarro, reichten mir das Brot des ewigen Lebens und die Dämonen, die mich bald umgarnt hätten, wichen für immer . . . .

„Das sind traurige Erinnerungen," sagte Cabarro. „Verbannen Sie sie so viel als möglich aus Ihrem Gedächtniß! Sie haben Frieden mit dem Himmel geschlossen, sind ein neuer Mensch geworden, stehen im Begriff, der Kirche, welche kämpft und leidet, ein großes, herrliches Opfer darzubringen. Sie sollten heiterer, freudiger, ruhiger sein. Morgen früh will ich Ihnen den Plan zum Kirchen- und Collegienbau vorlegen, der sich, da Ihre Unterstützung hinzutritt, in Besançon erheben soll. Wer noch so Großes schaffen will, der muß frischen Muth bewahren! Gute Nacht, Cavaliere!"

Viertes Kapitel.

Villiers Gauthiot.

Am andern Vormittag, als Vater Cabarro den Cavalier in seiner Stube aufsuchte, um ihm den Plan für die Jesuitenkirche in Besançon vorzulegen, erschrak er nicht wenig. Herrn von Ancier gegenüber, gemächlich im Lehnstuhl ausgestreckt, saß ein schöner, kräftig und blühend aussehender Mann von ohngefähr sechsunddreißig Jahren, in der Uniform eines neapolitanischen Officiers.

„Mein Neffe, Villiers Gauthiot," sagte Herr von Ancier, den jungen Mann vorstellend, der aufstand und sich leichthin verbeugte, „der Sohn meiner seeligen Schwester!"

Vater Cabarro, obgleich in Selbstbeherrschung hinlänglich geschult, konnte es nicht hindern, daß sein Gesicht die Mienen veränderte; er glich plötzlich

einem Hund, dem man den Teller vom Maule wegzieht. Er sagte erst nach einer Pause:

„Sie haben recht lange nichts von sich hören lassen, Herr Capitain!“

„Wußt' ich denn,“ rief Villiers, „daß mein Onkel in Rom ist? Ganz zufällig, als ich in Dienstsachen herkomme, erfahre ich, daß ein Herr von Ancier hier lebt. Nun giebt es aber keinen zweiten dieses Namens —“

„Wohl,“ dachte Cabarro, „die Familie stirbt aus und gerade darum denken wir die Erben zu sein!“ Laut sagte er: „Ich hoffe, Sie bleiben längere Zeit hier? Wir leider können nicht so viel um Ihren Onkel sein, als wir gern möchten.“

„Ich bin noch mehr gebunden als Sie,“ erwiederte Villiers. „Morgen muß ich nach Castellamare zurück, wo ich stationirt bin. Nur das kann ich meinem guten Onkel versprechen, daß ich nächstens um einen Urlaub bitte; wir könnten uns dann vielleicht in Neapel treffen. Ich wenigstens werde in Rom jedesmal ganz schwermüthig und begreife nicht, wie ein Cavalier hier lebt, der ebenso gut in einer andern Stadt leben kann. Das heißt, freiwillig in's Gefängniß gehn.“

„Ein Jeder,“ sagte Herr von Ancier, „fordert vom Leben etwas Anderes. Dem Einen gefällt der Lärm des Toledo, dem Andern die Stille des Colisseums. Ich meinestheils habe mich nirgends so wohl gefühlt, wie in Rom.“

„Nun, so komme ich nach Rom,“ sagte der Capitain. „Es soll nicht heißen, daß wir einander so nahe waren und nicht zusammengekommen sind. Auch dürft Ihr nicht denken, lieber Onkel, daß ich ein Tollkopf, ein Sausewind bin, der nur Unterhaltung und Lustbarkeit sucht. Ob ich das einst war, weiß ich nicht, Keiner beurtheilt sich richtig. Daß ich's jetzt nicht bin, ist ausgemacht. Einer, den das Leben so in die Schule genommen hat, wie mich, der, glaubt mir, wird ernst. Der Dienst des Königs ist keine so leichte Sache.

„Ich glaube es,“ sagte Herr von Ancier, „und sehe mit Freuden auf Deiner Brust das Ehrenzeichen, daß gewiß keinem Unwürdigen zu Theil wird. Wo hast du dir das geholt, Bursche? Es ist das Kreuz Ferdinand und Isabellens; ich kannte es gleich.

„Ich habe es mir vor Corfu geholt,“ erwiderte der Neffe. „Ich war der Erste oben auf dem türkischen Admiralsschiff und habe die spanische Fahne zuerst dort aufgesteckt.“

„Du — zuerst die Fahne aufgesteckt?“ rief Herr von Ancier erregt, indeß sich in seiner Brust wieder der alte Soldat regte und seine Mienen davon seltsam belebt wurden.

„Am Morgen nach dem Sieg,“ erwiderte Villiers ruhig, „nahm Graf della Torre das Kreuz von seiner eignen Brust und hing es mir an.“

„Aber, unruhiger Kopf,“ rief Herr von Ancier, „warum bist du nicht in seinem Dienst geblieben? Im Besitz seiner Gunst warst du ja auf dem Wege zum Glück.“

„Seine Gunst besitze ich noch,“ erwiderte Villiers. „Sein Wohlwollen ist mir erhalten. Lest diesen Brief, Onkel, den ich vor einigen Tagen erst von ihm erhielt!“

„Einen Brief vom Grafen della Torre!“ rief Herr von Ancier und las das Blatt, das ihm überreicht wurde, so freudig lächelnd, als ob der schmeichelhafte Inhalt ihm selbst gelte.

„Der Teufel hole den Vetter!“ murmelte Cabarro, „wenn der hier bliebe, der gewänne bald des Alten Herz! Wir werden zu thun haben, diese Eindrücke zu verwischen!“

Der fromme Vater entfernte sich, um das weitere Gespräch nicht zu stören.

„Nun," fragte der Onkel, „was hat dich denn von Madrid weggetrieben?"

„Ein Verhängniß," sagte Villiers, „ein Verhängniß, das so einzig in seiner Art ist, daß es mich immer auf's neue nachdenklich stimmt, wenn ich auf mein Leben zurückschaue. Ich stand als Lieutenant in der königlichen Garde in Madrid und liebte eine junge Wittwe, Juana di Loves, eine Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Lerma. Sie stand frei da, mir gleich an Jahren. Ich war selig in ihren Armen, so völlig selig wie Jeder wird, den ein schönes und edles Weib liebt. Ich vergaß die Welt und meine Gesellen von ehedem und war bei ihr aus einem nichtsnutzigen Burschen ein Mensch geworden, der was versprach .....

Nun sollte das Schicksal über mich kommen. Eines Tages, ganz zufällig, gerathe ich an einen öffentlichen Ort, wo eben angekommene Marinesoldaten zechen und lärmen. Ich habe dort Zank mit einem jungen Menschen, den ich nicht kenne, er fordert mich, wir gehn hinaus und ziehn die Degen, er fällt. Es war eine Zeit, wo das Duellverbot eben verschärft worden war. Ich mußte auf's Aergste gefaßt sein und eile zur Geliebten, ihr Alles mitzutheilen. Sie tröstet mich; besorgt, und doch glücklich verbringen wir den Abend

— was aber hören wir am Morgen? Der Unbekannte, den ich im Duell getödtet, ist ein junger Graf Lerma, Juana's Bruder, der jahrelang in den Colonien gewesen und erst seit gestern in Madrid war, wo er seine Schwester nicht einmal besucht hatte. Der alte Graf, außer sich vor Schmerz über den Verlust des Sohns, der eben heimgekehrt war, um ihm wieder entrissen zu werden, fordert vom König meinen Kopf. Della Torre, mein edler Gönner, warnt mich, er giebt mir Gelegenheit in die Niederlande zu fliehn, aber auch dort bin ich nicht sicher. Erst nach einer jahrelangen Reihe von Unglücksfällen, gönnt mir der Dämon, der mich verfolgt, Ruhe. Ich lande in Neapel, nehme Audienz bei dem Vicekönig, seine Gnade schützt mich, ich werde Officier in der Schweitzergarde. Seitdem —"

„Und was ward aus Juana von Loves?" unterbrach Herr von Ancier seinen Neffen.

Villiers hielt einen Augenblick inne und sagte dann, wie es schien mit einigem Wiederstreben:

„Juana ist mir gefolgt, Onkel. Sie lebt in Castellamare."

„Als deine Frau?" fragte der Cavalier.

„Leider nicht als meine Frau," erwiderte Villiers düster. „Der Vater hat seine Tochter enterbt

und ihr alles entzogen, jegliche Unterstützung. Ihr wißt, daß nur ein vermögender Officier ein Weib besitzen darf" — —

„So lebt sie in Castellamare als deine Maitresse?" fragte Herr von Ancier, indem ein tiefer Schatten über seine Stirne lief.

„So nennen es die, die unsere Verhältnisse und unser eigenthümliches Verhängniß nicht kennen. Ich und Alle, die uns kennen, sehen es anders an."

„Und habt Ihr Kinder?" fragte der Onkel.

„Ein Söhnchen nur — einen gar lieblichen Knaben," sagte Villiers.

„Neffe!" rief Herr von Ancier, indem er sich erhob und unruhig im Zimmer umherzugehn anfing. „Du bist noch immer derselbe! Duell! Flucht! Heimathloses Wandern! Wilde Ehe! Es ist schrecklich! schrecklich!"

„Kommt einmal nach Castellamare, lieber Onkel," sagte Villiers besänftigend. „Vielleicht werdet Ihr dann anders über alles dies urtheilen. Doch nun — lebt wohl! Wir haben nur zu lange geplaudert, meine Dienstpflicht ruft mich ab. Für heute Abends bin ich zum Cardinal Bentivoglio befohlen — doch,

wenn es irgendwie möglich, komme ich morgen noch vor."

„Lebe wohl Villiers," sagte Herr von Ancier ernst. „Du sollst bald von mir hören. Bald!"

Er reichte ihm die Hand und der Capitain ging hinaus.

„Welche Geschichten!" rief Herr von Ancier. „Er hat ein Weib, mit dem er nicht getraut ist, ein illegitimes Kind! Gewiß sind sie arm, leben dürftig, elend! Auf dem Todtenbette hatte mir die Schwester aufgetragen für ihn zu sorgen — doch was fängt man mit so Einem an?"

Da öffnete sich die Thür, Villiers kam wieder, er sagte: „Noch ein Wort, lieber Oheim — ich bin vielleicht morgen zu kommen verhindert — thätet Ihr nicht besser — Ihr müßt mir die Bemerkung verzeihn — wenn Ihr nach Besançon oder zu uns nach Castellamare zögt? Wenn Euch hier in der Fremde ein Unglück zustieße, eine Krankheit befiele — wäret Ihr in diesem Kloster nicht ganz verlassen?"

„Ich habe hier wackere Freunde," antwortete Herr von Ancier. „Ich kann nirgendwo besser aufgehoben sein."

„Mag sein," sagte Villiers, „auch ich glaube nicht,

daß die Jesuiten so schwarz sind, als man sie malt — doch bei seinen Angehörigen und Untergebenen mag's immer besser sein. Nun wir sprechen noch weiter darüber. Ich hoffe einen Urlaub zu erhalten. Lebt wohl!"

Er war zur Thür hinaus, ehe Herr von Ancier ihm noch etwas nachrufen konnte....

Des Abends speiste Villiers bei dem Cardinal Bentivoglio, dem französischen Geschäftsträger. Gegen Ende des Mahls fragte Mazarini, der junge Cabinetssecretär seiner Eminenz, den Villiers von Madrid her kannte:

„Nun, Villiers, wie steht's mit Eurem Onkel? Macht er Anstalten, Euch seine Millionen zu hinterlassen?"

„Nicht die geringsten, Signor Giulio", erwiderte Villiers. „Er zieht nicht einmal den Beutel. Doch ich kann Euch versichern, daß mich das weder ernstlich ärgert, noch ernstlich betrübt. Ich habe nie etwas von ihm gehabt und habe, dem Himmel sei Dank, gelernt, seine Hilfe zu entbehren. In meinen ärgsten Verlegenheiten hätte ich mich eher an jeden Freund von gestern, als an ihn gewendet. Er liebt das Geld und ist devot, man muß Jeden nehmen, wie er ist."

„Nur nicht zu unbedacht, lieber Villiers", sagte Mazarini. „Mindestens solltet Ihr den alten Herrn

den Jesuiten entreißen. Wenn er mit seinem Vermögen irgendwo eine Kirche, ein Kloster baut, werdet Ihr ungern dort eine Messe hören und den Pfründlern, die Ihr dort abspeisen seht, schwerlich guten Appetit wünschen. Ich bin der Jesuiten Schüler gewesen und weiß von ihren Finten."

„Was kann ich thun?" fragte Villiers. „Wenn er eine Schenkung im Sinne hat, kann ich's verhindern? Kann ich bei ihm sitzen, daß er meiner nicht vergesse? Ich wäre zu stolz, ihn um etwas zu bitten, selbst wenn mir das Wasser bis an die Kehle ginge. Ich muß alles nehmen, wie es der Himmel verfügt. Hier ist mein Degen — der ist mein Freund, mein Beschützer, mein Retter von jeher gewesen. Ein Soldat, wenn auch krumm und lahm geschossen, braucht darum doch kein Pfründler eines Klosters zu werden. Und wenn ich vor ihm sterben sollte, was auch nicht unmöglich ist, nun, so mache ich ihn zu meinem Universalerben und hinterlasse ihm alle meine Schulden."

Mazarini lachte und ein junger Mensch von interessantem Aeußern, der mit zugehört hatte, stimmte in das Lachen mit ein, indeß er sich entfernte.

„Wer ist dieser Herr, der an Dingen sich mitbetheiligt, die ihn nichts angehen?" fragte Villiers, dem der

seltsam stechende, fast unheimliche Blick des Fremden lästig gefallen war.

„Das ist ein Mensch, der seit einigen Monaten in Rom lebt und den man überall antrifft", erwiderte Mazarini. „Ein Spieler, Abenteurer, Glücksritter — ich weiß nicht, was ich aus ihm machen soll. Er nennt sich Chevalier Rezzoni, vielleicht nur weil er sich diesen Namen selbst gegeben."

Neue Gäste trennten die Beiden.

Am andern Morgen war Villiers Gauthiot abgereist, ohne seinen Onkel wiedergesehen zu haben.

Fünftes Kapitel.

Der Knabe mit den Aepfeln.

Später einmal, als es für die beiden Väter ausgemacht war, daß Villiers Gauthiot wieder nach Castellamare gereist sei, sagte Pater Ortiz zu Herrn von Ancier:

„Nun, der ist auch nur hergekommen, um Ihnen wegen der Erbschaft auf den Puls zu fühlen.“

Herr von Ancier entgegnete, daß Villiers diesen Punkt bei seinem Besuch gar nicht berührt habe.

„Nicht berührt?“ sagte Ortiz. „Es müßte ihm doch schrecklich zu Muth werden, wenn er von dem Vorsatz, den Sie gefaßt haben, Kenntniß hätte. Mit Weib und Kind belastet, ohne eignes Vermögen, nur auf seinen Sold beschränkt, muß es ihm oft recht knapp gehen.“

„Er hat sich von jeher allein durch die Welt geschlagen“, sagte Herr von Ancier, „da gewöhnt man

sich daran, zu sparen und auf Mancherlei zu verzichten. Ich denke übrigens keineswegs meinen Neffen ohne Unterstützung zu lassen. Er muß mit einem Legat bedacht werden und soll auch außerdem erfahren, daß er meinem Herzen nahesteht. Nur muß ich, ehe ich endgültig beschließe, wissen, ob alles sich so verhält, wie er sagt, und ob die Frau, die mit ihm lebt, verdient, sein Weib zu werden."

Damit war die Sache für diesmal abgethan, in Herrn von Anciers Gemüth aber wirkte das Wiedersehen des Neffen noch lange nach. „Bin ich selbst nicht schuld an seinen tollen Abenteuern?" fragte er sich oft. „War es nicht meine Pflicht, strenger über ihn zu wachen? Er hat sich losgerissen wie ein junges Pferd, ich aber habe mich um seinen weitern Lauf und den Schaden, den er unter Denen anrichtet, die ihm in den Weg gekommen, nicht weiter gekümmert. Unter welchen Entbehrungen mag er oft mit den Seinigen seufzen! Ja, es ist meine Pflicht, ihm zu helfen, mindestens zu ermöglichen, daß er heirathet." Vor seinem Gewissen erschien das Bild seiner verstorbenen Schwester, bald zürnend, bald flehend, immer mahnend, ihrer und ihres Sohnes zu gedenken.

Und doch blieb Alles beim Alten. Täglich nahm er sich vor, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und

immer verschob er es wieder. Im Umgang mit den frommen Vätern schwanden die Regungen des Gemüths immer mehr, er bequemte sich ganz der mönchischen Lebensweise an, vergrub sich in der Lectüre theologischer Bücher und hielt sich bald selbst für einen Bruder des Ordens, der nur mit der Kirche, nicht mehr mit den Menschen zu thun habe.

Der Jubiläumstag war vorübergegangen, der Sommer war ihm gefolgt, und noch immer wohnte Herr von Ancier im Profeßhause. Er verkehrte ausschließlich mit den Vätern Ortiz und Cabarro und kannte keinen andern Ehrgeiz, als von Zeit zu Zeit den ehrwürdigen Vitelleschi besuchen zu dürfen. Eines Tages fragte ihn dieser aufs Unbefangenste, was er bezüglich seines Testaments beschlossen habe.

Herr von Ancier erwiderte, daß sein Vorhaben unverbrüchlich dasselbe geblieben sei, und daß er sein Vermögen, mit Ausnahme eines Legats an seinen Neffen Villiers, der Congregation zu Besançon zu hinterlassen gedenke.

„Thun Sie, was Ihr Herz Ihnen befiehlt", sagte Vitelleschi. „Unser Orden sucht keine Schätze und nimmt sie, wo sie ihm durch Gottes Beschluß zufallen, nur als ein anvertrautes Pfund entgegen. Wir suchen es nicht,

es kömmt zu uns. Der selige General Aquaviva, mein Vorgänger, pflegte zu sagen: maximum societatis miraculum societas ipsa, das größte Wunder des Ordens ist er selbst! Ich möchte hinzufügen: auch seine Erhaltung ist ein stetes Wunder. Wir bauen Klöster und Kirchen, stiften Schulen, senden Flotillen in die Ferne — wie gelingt uns dies Alles? Wir wissen es selber kaum! Sie wissen, daß wir für unsere Bemühungen um das Heil der Seelen nichts nehmen. Es ist uns geboten, die Armuth wie unsre Mutter zu lieben. Diligat quisque paupertatem uti matrem suam heißt es in unseren heiligen Statuten. Sie wissen, ob wir uns darnach halten! Sie sind als Gast an unsrem einfachen Tisch gesessen und haben unsre armen Zellen besucht. Wir selbst haben, was auch die Verleumdung der Welt sage, nichts von den Gaben der Frommen."

„Ich weiß es, ich weiß es!" rief Herr von Ancier. „Teuflisch ist der Geist, der Sie, hochwürdige Väter, der Habgier beschuldigt!"

„Mein Freund", sagte Vitelleschi, „noch war auf Erden nichts Großes und Edles, das der Verleumdung entgangen wäre. Die Lehre Christi selbst galt den Heiden, die sie nicht kannten, als ein strafwürdiger Aberglaube. Sollten wir es besser haben, als unser

Meister? Der Apostel sagt: Der Knecht soll nicht besser daran sein, als sein Herr."

„Wohl", sagte Herr von Ancier, „die Pfeile der Bosheit zielen nach Ihnen und sie gehen vorbei, verwunden Sie nicht. Sie sind die neuen Apostel und leiden ähnliche Verfolgung. Nehmen Sie mein Scherflein und beten Sie für mich!"

„Sind Sie entschlossen, Ihr Gut der Kirche zu weihen", sagte Vitelleschi, „so thun Sie es lieber gleich, damit nicht etwa der Tod, der uns ja Alle zu jeder Stunde ereilen kann, Ihre Absichten durchkreuze. Ihnen wird leichter um's Herz sein, wenn Sie Ihr edles Werk erfüllt haben."

Herr von Ancier versprach es zu thun, und man hätte glauben sollen, daß er, im Uebrigen seinen geistlichen Rathgebern so folgsam, gleich an die Abfassung seines letzten Willens gegangen wäre. Es war doch nicht der Fall, so tief war sein Grauen vor dieser Handlung, die an das Ende erinnert.

Aergerlich sagte Ortiz, der verschlagenste Kopf des Klosters, zu sich, als er dies stete Zögern sah:

„Ich muß doch etwas ersinnen, was ihn zur Abfassung des Dokumentes antreibt."

Er murmelte es in die vor den Mund gehaltene

Hand, vertraute aber, was er im Schilde führte, weder Vitelleschi, noch seinem Mitbruder Cabarro.

Der Herbst kam und ein rauheres Wetter. Herr von Ancier saß ganze Tage lang auf seinem Zimmer, in Büchern lesend, die er sich aus der Bibliothek zusammentrug. Seine Lieblinge waren solche, die von Missionen und Reisen des Ordens erzählten. Die Karte beider Hemisphären vor sich, konnte er sich gänzlich in den Lauf eines Schiffes verlieren. Er selbst hatte von jeher einen starken Drang zum Reisen gehabt, dem sich ganz hinzugeben nur seine gesellschaftliche Stellung ihn gehindect hatte; nun, alt und gebrechlich, war er noch immer ein Freund der Fremde, seine leicht erregbare Phantasie trug ihn am liebsten in die Lande, wo fremde Sternbilder auf den Menschen herabsehen und andere Pflanzen und Thiere ihn umgeben. Oft sagte er zu seinen Freunden: „Warum bin ich alt! Ich wäre ein Missionär geworden! Fühle ich mich doch längst einer der Euren!"

Eines Morgens im October saß Herr von Ancier, ein Buch in der Hand, am offnen Fenster. Ein sanftes Licht fiel ins Zimmer, milde Luft hauchte lieblich herein. Der Cavalier war an das Ende eines Kapitels gekommen, das Buch — es war die Geschichte der Reisen

Franz Xaver's — fiel ihm auf den Schooß, er dachte über das Gelesene nach.

„Welche Odyssee!" dachte er „und welcher Held! Er commandirt seine kleine Armee mit dem Kreuz in der Hand und schlägt die Barbaren. Er gebietet den Dämonen, den Raubthieren, den Winden, und ist zugleich an zwei Orten anwesend. Doch die kleine Geschichte vom Seekrebs ist mir die liebste von allen...."

Herr von Ancier hatte eben gelesen, wie den Heiligen in den indischen Gewässern ein furchtbarer Sturm überfallen. Da das Schiff unrettbar verloren scheint, wirft er sein Crucifix ins Meer. Da glätten sich die Wogen, die Winde schlafen ein, das Land zeigt sich in der Ferne. Der Heilige steigt aus; kaum steht er auf der Düne, als in der Welle, die sanft zu seinen Füßen spielt, ein Seekrebs heranschwimmt. In seinen Scheeren hält er das Crucifix; bescheiden dienstbar bringt er das Gottesbild zurück, das nicht untergehen darf.

„So ist nichts gering in der Welt, das niedrigste der Geschöpfe wird ein Werkzeug in Gottes Hand!" sagte Herr von Ancier. „O rührende Legende!"

Er befand sich noch in dieser sanften Meditation, als die Thüre aufging und ein Knabe von etwa sieben Jahren eintrat. Er trug einen Teller, mit Weinblättern

bedeckt, in beiden Händen und überreichte ihn mit der schüchternen Unbehülflichkeit seines Alters.

„Wer schickt Dich, schönes Kind?“ fragte Herr von Ancier, während seine Augen auf den lieblichen Gesichtszügen des Knaben mit ungewöhnlichem Wohlgefallen ruhten.

„Ich weiß es nicht“, sprach dieser und wollte davoneilen.

„Wie?“ sprach der Cavalier, „das solltest Du nicht wissen?“

„Nein“, antwortete das Kind mit einem wehmüthigen Accent. „Ich habe ihn nicht gekannt.“

„So war es ein Herr?“

Der Knabe nickte.

„Gilt der Teller auch wirklich mir, Herrn von Ancier?“ fragte der Cavalier.

„Ja, Herrn von Ancier“, wiederholte der Kleine.

Der Cavalier hatte inzwischen die Weinblätter mit vorsichtiger Hand bei Seite gethan und sah nun auf dem Teller drei jener schönen, wachsgelben, an den Rändern fast durchsichtigen Aepfel, wie man sie in Südtyrol zieht, in der Mitte eines einfachen aber geschmackvollen Kranzes von natürlichen Blumen liegen.

Darunter lag ein Zettelchen, auf welchem auf das Flüchtigste geschrieben stand: „Ich werde mich nennen."

Der Cavalier schüttelte den Kopf hin und her und that noch mehrere Fragen an den kleinen, lieblichen Boten, die aber zwecklos waren. Als das Kind fortgegangen war, betrachtete er das räthselhafte Geschenk und bemühte sich, zu errathen, was es bedeute und von wem es komme.

Da unterbrach ihn der Besuch des Pater Cabarro, dem er den Vorfall gleich zu erzählen begann.

Cabarro betrachtete den Teller mit höchst neugierig prüfenden Augen, las zu wiederholten Malen den beiliegenden Zettel und sagte:

„Ich habe den Knaben kommen sehen. Sie hätten ihm Jemanden insgeheim auf dem Fuße nachschicken sollen."

„So etwas fällt mir nie ein," sagte Herr von Ancier ganz harmlos. „Uebrigens — warum soll ich dem Geber die Freude verderben?"

Cabarro warf einen mißtrauischen Blick auf den Cavalier und sagte, indem er das Zimmer verließ:

„Sie haben recht gethan." Eilends aber ging er zum Pförtner und befahl ihm, dem Kleinen, der das Kloster verlassen, nachzugehen und ihm dann heimlich

Bericht zu erstatten. Hierauf kehrte er zu Herrn von Ancier mit unbefangener Miene zurück.

„Es sind in der That wundervolle Aepfel," sagte Cabarro. „Der Kranz ist einfach, doch vielleicht wäre jede Blume sinnvoll, wenn man sie nur zu deuten wüßte."

Der Cavalier brach in Lachen aus und sagte:

„Ich glaube gar, Sie denken — mein Gott, in meinen Jahren wird man von Damen nicht mehr aufgesucht."

„Wenn auch das nicht," meinte Cabarro, „so bleibt man doch Jenen werth, denen man ehemals theuer war."

„Ich wüßte hier in Rom keine Seele —" rief Herr von Ancier im Tone einer Betheuerung.

„Ich trieb nur Scherz," gab Cabarro zur Antwort. „Das Ganze ist eine Kleinigkeit, keines Kopfzerbrechens werth. Lassen Sie sich die Früchte wohl schmecken."

Er ging hinaus.

Herr von Ancier stand noch immer vor dem Körbchen und nahm einen Apfel nach dem andern in die Hand. Eine Phantasmagorie in der Erinnerung trug ihn sechsundzwanzig Jahre zurück, nach Venedig, in einen Palast am Canal grande. Er war damals noch jung,

kräftig, auf der Höhe des Lebens; ihm gegenüber saß ein wundervolles, ein zauberisches Weib, das er seit Monaten leidenschaftlich liebte, — er sah sich heut zum ersten Male mit ihr allein.

Auf dem Tische stand wie heute ein Teller mit Aepfeln, von denen sie einen mit einem silbernen Messer geschält und zerschnitten, auf der Schulter der Zauberin aber saß ein Papagei und durfte mit seinem Schnabel die Stücke zwischen den Zähnen der Herrin hervorziehen. Herr von Ancier schwelgte wie berauscht im Anblick des edelsten Kopfes, der vollen, weißen, blendenden Schultern. Er sagte wie abwesend: „Sie lieben nichts als Ihren Papagei. Beneidenswerther Vogel!“ Sie lächelte, nahm den zweiten Apfel, biß hinein mit den perlengleichen Zähnen, hielt nun, schelmisch blickend, ihm mit vorgebeugtem Halse das Stück entgegen, das er von ihren Lippen wegessen durfte. Und als sich die Lippen berührten und Minutenlang an einander hafteten, da hatte er auch die holde Gestalt zum ersten Male umschlungen .... O noch heute, nach sechsundzwanzig Jahren, sah er Alles vor sich — das Zimmer, den Tisch, die Zauberin und ihre Aepfel von Tyrol! Welche Eva! Er seufzte tief: „Wie warst Du schön, Maria Malvezzi!“

Ganz anders faßte Pater Cabarro den Vorfall auf. Seine Neugier war wach, alles beunruhigte ihn. Er ging zum Pförtner herab, der inzwischen zurückgekehrt war. Dieser hatte keine Auskunft mitgebracht. Er war des Knaben nirgends mehr ansichtig geworden, obwohl er ihm nur wenige Minuten, nachdem er das Kloster verlassen hatte, gefolgt war.

Der Pater ließ sich beim Ordensgeneral melden und rapportirte den Vorfall.

„Die Sache scheint geringfügig," fügte er am Schlusse zu, „doch hat sie ihre Bedeutung. Es kann uns, die Herr von Ancier zu Erben einzusetzen beabsichtigt, nicht gleichgültig sein, welche Verbindungen, die uns unbekannt sind, dieser Cavalier noch in der Welt habe."

„Du hast Recht, Cabarro," erwiderte Vitelleschi. „So klein die Sache scheint, sei sie doch unserer Wachsamkeit empfohlen. Wer kann auf den Einfall kommen, einem alten, hinfälligen Manne ein solches Geschenk zu machen? In Rom kennt ihn Niemand. Er kommt selten in die Stadt und verkehrt nur mit uns. Dahinter steckt etwas. Wir Jesuiten haben nur zu viel Feinde, die uns eine reiche Erbschaft nicht gönnen."

Es wurden sofort der Klosterpolizei Verhaltungsmaßregeln zu ferneren Nachforschungen ertheilt.

Gegen Abend erschien Pater Cabarro wieder bei Herrn von Ancier. Die Unterhaltung drehte sich um ernste Zeitfragen, die der Jesuit geflissentlich zur Sprache brachte. Man sprach über den Charakter Kaiser Ferdinand II. und erwog den Grad von Vertrauen, den man in den Glaubenseifer und die Treue des Grafen Waldstein setzen könne. Cabarro that, als habe er die Aepfel von heute Morgen ganz und gar vergessen. . . .

Als sie sich trennen wollten, begann Herr von Ancier selber:

„Mein heutiges Abenteuer geht mir doch nicht aus dem Kopfe! Der Knabe war so schön wie ein Engel aus der sixtinischen Kapelle! Sie hatten Recht, mein Vater, ich hätte neugieriger gewesen sein sollen! Hätte man dem Kinde Jemand nachgesendet, so zerbräche ich mir den Kopf nicht mehr.“

„Haben Sie erst darüber geschlafen,“ gab Cabarro zur Antwort, „so sehen Sie die Sache ruhiger an.“

„Da sehen Sie nur,“ sprach der Cavalier, auf den Teller deutend, „wie schön die Aepfel sind und wie einladend sie duften! Ich hatte heute Nachmittag den

kleinsten schon oft in der Hand, um ihn zu verzehren. Ich habe ihn immer wieder hingelegt. Auf alle Fälle werde ich mir Einen als Erinnerung aufbewahren."

Sie trennten sich. Herr von Ancier hatte eine Nacht voll der herrlichsten Träume. Er träumte unaufhörlich von dem schönen Knaben und seinen Aepfeln, und die lieblichsten Erinnerungen aus seinem Leben verwebten sich hinein mit phantastischer Willkür.

Als er aufgestanden war und die Fenstervorhänge aufgezogen hatte, fiel sein erster Blick auf den Teller, der auf dem Tische stand. Welche Veränderung! Er rieb sich die Augen und glaubte, daß er noch nicht wach sei, sondern noch schlafe und träume.

Die schönen Aepfel waren mit garstigen schwarzbraunen Flecken übersäet, der größte und schönste derselben war sogar fast ganz schwarz geworden.

Pater Ortiz wurde auf das Eligste herbeigerufen. Als er die Verwandlung, die in so kurzer Zeit vorgegangen war, sah, malte sich ein großer Schreck in allen seinen Zügen. Ohne jedoch eine Meinung zu äußern, ließ er den Pater Cabarro herbeiholen, der ja den Ruf eines ausgezeichneten Arztes und Chemikers genoß. Dieser trug die Früchte auf sein Zimmer, um sie genau zu untersuchen.

Als er wiederkam, sagte er, zu Herrn von Ancier gewendet:

„Danken Sie Gott, daß Sie von der Frucht nicht gekostet haben; sie ist mit Gift infiltrirt. Der Name des Giftes ist mir bis zum heutigen Tage ein Geheimniß geblieben, ich kenne es jedoch aus zwei traurigen Fällen, die mir im Leben vorgekommen. Ich erkenne es deutlich aus dem brandigen Aussehen des Fruchtfleisches und dem widrigen Geruche, wenn man es auf eine Kohle wirft. Da beißt es wie ein Gemisch von Schwefel und Knoblauch in die Nase."

Bei dieser Eröffnung lächelte Pater Ortiz und Herr von Ancier wurde halb ohnmächtig. Seine Züge veränderten sich, als hätten die Aepfel schon auf ihn gewirkt. Er mußte sich auf die Lehne des Stuhles stützen, seine Stirn bedeckte ein kalter Schweiß. Es war für ihn, der den Tod so fürchtete, eine gar zu schreckliche Vorstellung, daß er einer solchen Lebensgefahr entgangen sei. Seine Nerven waren so erschüttert, daß er sich zu Bett legen mußte.

Nicht lange darauf erhielt er den Besuch des Ordensgenerals, der auf die Kunde des Attentats sogleich herbeigeeilt war. Die Väter Ortiz und Ca-

barro, die zu Seiten des Bettes saßen, erhoben sich in Ehrerbietung.

„Preisen wir Gott,“ sprach Vitelleschi. „Er hat sich an Ihnen, Herr von Ancier, durch ein Wunder verherrlicht! Und wir“ — er wendete sich an die Väter, „sinken wir in Demuth nieder und bekennen wir, daß unsre Einsicht, die sich weise dünkte, nur Thorheit vor dem Herrn war! Wir haben das Geschenk, das dem Cavalier durch unbekannte Hand zukam, verdächtig angeblickt und glaubten Alles gethan zu haben, was die etwaigen bösen Folgen abschneiden könnte! Für die wahre Gefahr waren unsre Augen blind! Beugen wir uns vor dem Allerhöchsten, der sich uns durch ein Zeichen kundgegeben hat!“

Er nahm das schwarze Käppchen, das er auch im Zimmer zu tragen pflegte, ab, faltete die Hände und blieb eine Weile im stillen Gebet.

Die frommen Väter thaten desgleichen, am inbrünstigsten von Allen betete aber gewiß Herr von Ancier, der das bestimmte Opfer gewesen. Er zog ein Amulet hervor, das er auf seiner nackten Brust trug und küßte es, für seine schützende Kraft dankend, zu wiederholten Malen. Es war ein Geschenk des Ordensgenerals und stellte Ignatius von Loyola dar,

dem in der Höhle des Montserrat Jesus erscheint, um ihm zu sagen, wie er den Orden, den er zu stiften beabsichtigt, zu nennen habe.

Nach dieser feierlichen Pause nahm Pater Cabarro zuerst das Wort:

„Können Sie sich gar nicht entsinnen,“ fragte er Herrn von Ancier, „wer dieser Bosheit gegen Sie fähig wäre? Haben Sie keinen alten Feind? Keine verstoßene Geliebte?“

Der Cavalier sann nach. Er erwiderte endlich:

„Daß ich Feinde habe, läßt sich nicht läugnen, wenn man einen solchen Tag erlebt. Ich aber kenne keine Seele, die Ursache hätte, an mir ein so teuflisches Werk auszuführen.“

„Prüfen Sie sich wohl!“ rief Cabarro.

„Ich thue es. Ich finde keine Seele, so wahr mir Gott helfe!“

Es entstand eine kleine Pause. Da riß sich Vitelleschi plötzlich aus seinem Nachdenken empor, warf einen Blick auf die Väter und sprach mit Ruhe und Salbung:

„Liebe Kinder, die Bosheit der Welt ist unergründlich. Wir werden nicht allein um unserer Person willen gehaßt, man haßt uns weit öfter um deßwillen, was

wir besitzen. Ein Strahl von oben fällt auf meinen Geist und erleuchtet mich. Wir suchen den Feind, den Giftmischer zu errathen. Wer kann einen so frommgläubigen, edelsinnigen Herrn auf einen Schlag morden wollen? Nur Jene können es, die da verhindern möchten, daß seine Besitzthümer, die er der Kirche zugedacht, der Kirche zufallen."

Die Väter empfingen diese Anrede mit jubelstrahlenden Gesichtern.

„Illuminavit Deus animam tuam!" rief Ortiz. „Beugen wir uns vor der tiefsinnigen Weisheit, die aus dem geweihen Munde spricht. Scheußliche Habsucht hat diesen Giftmord ersonnen und sie wird nicht ablassen, so lange sie auf ihre Beute hofft!"

Herr von Ancier, der mit erhöhter Aufmerksamkeit sich halb im Bette aufgerichtet hatte, sagte im Tone ängstlicher Ueberzeugung:

„Daran hätte ich nicht gedacht! O bodenlose Habgier des menschlichen Herzens! Aber sprecht, theure Väter, wer soll dieser Bösewicht sein?"

„Antworten Sie selbst," versetzte der Ordensgeneral ruhig. „Wer beerbt Sie, wenn Sie ohne Testament sterben?"

Die Antwort auf diese Frage war leicht. Der Erbe

war der Neffe, Villiers Gauthiot. Es fiel dem Herrn von Ancier sogleich ein, doch er hatte nicht den Muth, den Namen auszusprechen. Er rief:

„Nein, nein, nein! Er denkt nicht daran! Unmöglich!"

„Ist er es nicht," sprach der General gelassen, „so ist es sein Freund, sein Weib, seine Geliebte, irgend ein Werkzeug seiner Bosheit — darüber läßt sich streiten. Aller Streit aber hört auf, wenn wir sagen, daß er allein aus Ihrem plötzlichen Tode Vortheil schöpft und daß die Aepfel bestimmt waren, Ihrem Leben ein Ende zu machen."

„Sie haben Recht, Sie haben Recht!" rief Herr von Ancier, mit den Händen sein Gesicht bedeckend und ein neues Zittern der Todesfurcht überkam ihn bei der Erinnerung an das Attentat. Nach einer Weile flüsterte er: „Ich will mein Testament machen."

Er konnte nicht weiter, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

„Also das hätte mein Neffe gethan!" dachte er. „Villiers, der Sohn meiner Schwester, den ich als Kind tausendmal auf meinen Knieen gewiegt, den ich so lieb gehabt — mein nächster Verwandter! Derselbe, den ich neulich so herzlich aufgenommen, für den ich sorgen wollte... Wie keck trat er auf, wie ehrlichen

und offenen Gemüths schien er, wie sorglos über alles was Geld und Gut betrifft. Nur zu sorglos! Ja er ist's, denn ich habe keinen Feind und er ist der Einzige, der von meinem Tod einen Nutzen hätte. Is fecit, cui prodest!“

„Wenn er heimlich hier in Rom wäre,“ murmelte er; „wenn am Ende der Knabe sein Sohn —“

Herr von Ancier verhüllte sein Gesicht mit den Händen, die Jesuiten sprachen ihm Trost und Muth zu. Allmälig erst gelang es ihnen, ihn zu beruhigen.

„Betet für mich!“ sagte er zuletzt. „Was ich habe und besitze, ist längst der Kirche geweiht. Morgen will ich die gesetzlichen Zeugen aufsuchen und sie bitten, mein Opfer vor der Welt gültig zu machen.“

„Das wird wohlgethan sein,“ sprach Ortiz. „Sobald es ruchbar sein wird, daß die Kirche Ihre Erbin ist, wird Ihnen kein Mörder mehr nahen. Sie werden ruhig schlafen und Ihr gottgefälliges Leben noch lange auf Erden fortsetzen.“

Mit dem Ausgange hochzufrieden, schieden die Jesuiten. Ein unberechenbarer Vorfall war durch eine geschickte Wendung zu ihrem Vortheil benutzt werden.

Sechstes Kapitel.

Die Sitzungsnacht.

Herr von Ancier hatte eine schlaflose Nacht verbracht. In der tobenden Unruhe, in die sein Gemüth versetzt war, schien es ihm unmöglich, je wieder zu dem Gefühl seiner vormaligen Sicherheit zu kommen. Er machte sich bittere Vorwürfe, nicht schon längst sein Testament aufgesetzt zu haben, um die hinter ihm lauernde Habsucht zu entwaffnen. Dagegen konnte er sich von der ängstlichen Vorstellung nicht losmachen, daß die Niedersetzung seines letzten Willens dem Tode das Zeichen geben werde, ihn abzuholen. Da erschrak er wieder, wie unchristlich er denke, da doch sein und Aller Leben in Gottes Hand ruhe, die ihn soeben vor den Mördern geschützt hatte. Als das Licht bei Anbruch des Tages in's Zimmer fiel, erhellten sich auch seine Gedanken. Er sagte sich, daß er eine gewisse Gefahr mehr fürchten müsse, als eine ungewisse, und beschloß,

lieber mit seinem Aberglauben zu brechen, als seinen unbekannten Feind durch die Aussicht auf Beute zu einem zweiten Streiche zu ermuthigen.

Nachdem er mit seinen frommen Freunden noch einmal darüber Rücksprache genommen, stand sein Entschluß, das Testament niederzusetzen, fest. Er bat den Pater Ortiz, Vorbereitungen zu treffen, damit die Ceremonie an einem der nächsten Tage, vielleicht schon morgen stattfinde, und erklärte, daß er sich in die Stadt begebe, um unter seinen dort wohnenden Landsleuten die nöthigen Zeugen zu wählen, ohne welche das Dokument vor dem Gesetze keine Gültigkeit haben würde.

Es läßt sich denken, daß ihm die Patres nicht abriethen, sondern ihn durch die wärmste Zustimmung zur Ausführung drängten.

Es war am sechszehnten Oktober, einem Dienstag. Etwa um die Mittagsstunde verließ der Cavalier das Kloster. Er hatte sich ganz umgekleidet. Pater Cabarro machte darüber eine Bemerkung. Herr von Ancier erwiderte, daß er sich Cavalieren, die ihn dereinst bei Hofe gesehen, nicht in seiner gewöhnlichen Hauskleidung vorstellen könne. Cabarro widmete der Sache keine große Aufmerksamkeit, nur blieb es ihm im Gedächtniß, daß Herr von Ancier unter seinem kurzen

Mantel von schwarzem Sammet ein dunkelbraunes Wamms mit weißen Streifen trug.

Herr von Ancier hatte sich kaum entfernt, als sich Ortiz und Cabarro sofort zum Ordensgeneral verfügten, um diesem anzuzeigen, daß die Erbschaftsangelegenheit, deren Leitung ihnen übertragen war, endlich zum erfreulichen Abschluß komme.

Vitelleschi rieb sich die Hände.

„Nun, es ist Zeit!" sagte er. „Wie lange braucht Herr von Ancier, um eine Sache, die er längst beschlossen hat, zur That werden zu lassen."

„Eben ist er fortgegangen, um die Zeugen zur Amtshandlung einzuladen," sagte Cabarro.

„Zu Fuß?" fragte Vitelleschi.

„Zu Fuß, er wollte es nicht anders," erwiderte Cabarro.

„Das war unvorsichtig. Wenn dem alten Manne ein Unglück zustieße, wenn —"

„Nun, bei Tage sind die Straßen Rom's doch hinlänglich sicher," meinte Ortiz, „und was seine Gesundheit betrifft, so ist die besser, als er selbst glaubt. Er ist eine zähe, ausdauernde Natur."

„Rufe den Notar des Klosters und conferire mit ihm," sagte der Ordensgeneral. „Um jede Ueber-

stürzung zu vermeiden, muß die Führung des Testaments Artikel für Artikel festgestellt werden . . . . Cabarro," fügte er mit wohlgefälligem Lächeln hinzu, „ich kenne die Verdienste, die Du Dir in dieser Sache erworben hast. Wenn sich früher oder später unser Collegium in Besançon erhebt, soll es nicht an mir liegen, wenn Dir die Ehre entginge, Superior des Profeßhauses zu sein!"

Hinter Demuth und Bescheidenheit verbarg Cabarro seine heimliche Freude.

Die Beiden verbeugten sich und gingen.

Es war heut Sitzungstag, an welchem die fünf Räthe vor dem General erschienen. Diese Räthe, auch Assistenten genannt, hatten ihren Sitz in Rom und vertraten die fünf Hauptnationen der Italiener, Franzosen, Deutschen, Spanier, endlich der Portugiesen mit dem dazu gehörigen Indien.. Alle Angelegenheiten, die den Orden im Großen und Ganzen betrafen, mußten mit ihnen berathschlagt werden. Auch die Correspondenz wurde, wenn es dem General beliebte, mit ihnen durchgegangen. Diese Correspondenz war von ungeheurer Ausdehnung und so organisirt, daß sie dem Oberhaupte der Gesellschaft eine Unzahl von Berichten lieferte, die sich gegenseitig controllirten.

Alle Vorsteher und Rektoren mußten wöchentlich einmal an ihre Provinziale, alle Provinziale monatlich wenigstens einmal an den General schreiben, der durch diesen Mechanismus von allen Vorgängen des Ordens unterrichtet wurde. Aber auch jeder einzelne Priester und jedes der vielen heimlichen Mitglieder war verpflichtet, direkt an den Ordensgeneral zu schreiben, wenn es Etwas erfuhr, das der Gesellschaft von Belang sein konnte. Dieser heimliche Theil der Correspondenz bildete die Controlle der öffentlichen. Ein ungeheures Archiv nahm alle Briefe auf und umfaßte die Biographien aller Mitglieder des Ordens und aller Personen, mit denen dieser in freundlichrm oder feindlichem Verkehr stand. Diese organisirte Polizei, diese heimliche Inquisition bildete eine ungeheure Macht und mit Recht konnte der Jesuitengeneral dem Herzog von Brissac in einer Stunde der Offenheit sagen: „Von dieser Stube aus, mein Herr, regiere ich nicht nur Paris, sondern auch China, nicht nur China, sondern die ganze Welt, ohne daß irgend Jemand wisse, wie das geschieht.“

Die Vertreter der fünf Nationen traten ein und nahmen um den Tisch, wo der große, in rothe Felder getheilte Globus stand, in fünf stattlichen, ledergepolsterten Armstühlen Platz. Es waren Männer von

fünf Nationalitäten, doch seltsam — der geübteste Menschenkenner hätte sich vielleicht geirrt, wenn er hätte bestimmen sollen, wer unter ihnen der Deutsche und wer der Spanier, wer der Franzose oder der Portugiese sei. Sie glichen einander eigentlich Alle, hatten Alle einen verwandten Zug, wie sie denn auch Alle aufgehört hatten, einer Nation anzugehören, und blos Jesuiten waren, Diener eines Staates von weit größerer Ausbreitung als jeder auf Erden. Auch war keine abstrakte Priesterphysiognomie dabei, es waren scharf ausgeprägte Gesichter, in welchen dieselben Elemente: List, Verwegenheit, Berechnung, Herrschsucht und Unbarmherzigkeit, nur in verschiedenen Graden, vorkamen.

Mutio Vitelleschi deutete auf einen Stoß von Papieren, der vor ihm lag, und sagte:

„Die Correspondenz wird immer schwerer zu bewältigen. Ueber tausend kürzere und längere Briefe an einem einzigen Posttage! Man läuft Gefahr, Wichtiges zu übersehen, weil es sich nicht selten dort verbirgt, wo man es am Wenigsten vermuthen sollte. Ich beginne mit den spanischen Angelegenheiten, die heute im Vordergrunde der Aufmerksamkeit stehen."

Die Assistenten gaben sämmtlich ein Zeichen der Beistimmung.

„Einem Bericht unseres Provinzials in Madrid zu Folge,“ begann Vitelleschi, indem er einen in Chiffren geschriebenen Brief entfaltete, „ist Olivarez entschlossen, eine Geldsendung nach Oestreich zu befördern, um den Kampf gegen die Ketzer an der Ostsee wirksam zu unterstützen. Viermalhunderttausend Dukaten sollen nächster Woche abgehn, dafür, daß diese Sendung nicht die letzte sei, will sich unser Provinzial verbürgen.“

Der Assistent der deutschen Provinzen äußerte eine lebhafte Freude.

„Ich möchte zu bedenken geben,“ begann sein spanischer College, „daß die Nachrichten, die mir und wohl Allen über den Finanzzustand Spaniens zukommen, trostlos sind. Das Land verödet und verdirbt, es kann die fortwährenden Steuererhöhungen, das fortwährende Aufsuchen und Auffinden neuer Auflagen nicht mehr ertragen. Die Manufakturen, die einen so natürlichen Absatz nach den Colonien hatten, halten die Concurrenz des Auslandes nicht aus, der Schleichhandel dagegen nimmt eine immer größere Ausdehnung an. Der kleine Producent geht zu Grunde, endlich sieht er ein, daß er gewinnt, wenn er gar nichts mehr arbeitet, faullenzt und bettelt oder sich in ein Kloster aufnehmen läßt. Die Steuereinnehmer nehmen dem

Bauer das Kalb von der Kuh, das Hemd vom Leibe weg. Man hat angefangen die Diamanten des Staatsschatzes zu versetzen, Stücke übersilberten Blechs müssen für Silber gelten. Das Erpressungs- und Schwindelsystem der Regierung treibt das Volk zur Verzweiflung. Sendet man nun noch das Letzte, was sich aus den Adern des Landes pumpen läßt, über die Grenzen, wohin soll das führen!“

„Ich verkenne nicht das Kritische der Lage Spaniens,“ versetzte Vitelleschi, „und weiß, daß Geldopfer dem hartbedrängten Lande eben jetzt besonders schwer fallen. Ich behaupte aber, daß eben diese Anstrengungen das Land aus dem Zustand der Stockung, der jetzt dort herrscht, herausbringen werden und einen ungeheuren Lohn in Aussicht stellen. Ein Kaltsinn, der beiden Theilen verderblich war, herrschte ein volles Jahrhundert lang zwischen den Höfen von Madrid und Wien; unser Ziel war und ist: den engsten Verband zwischen den beiden Häusern herbeizuführen und aufrecht zu erhalten. Ist der Protestantismus im deutschen Reiche, in Holland und im Norden vernichtet, dann herrscht das Doppelhaus Oestreich - Spanien unumschränkt, beherrscht die Welt. Kaiser Ferdinand besitzt Energie, wie kein anderer Monarch, er ist ein Mann

der riesigsten Entwürfe, unser Liebling, der Sohn unseres Herzens! All sein Ringen geht dahin, die Reformation allenthalben zu vernichten und den Schatten von Herrenthum, den das deutsche Kaiserthum besitzt, in eine wirkliche, absolute, unmittelbare Macht zu verwandeln. Wie kein Zweiter meint er es ernst mit unserer Sache, der Sache der Kirche. Er kann seine Pläne nicht durchsetzen, wenn ihm Spanien nicht die Hand bietet. Sein weites Land hat unendliche Mittel, tausend kriegsgeübter Arme; es fehlt die Geldkraft sie in Bewegung zu setzen. Spanien ist noch immer das Land, dem Columbus den Westen geöffnet. Nur von Spanien kann Oestreich die Mittel erhalten, den heiligen Kampf, der so glorreich begonnen hat, zu Ende zu führen. Soll Oestreich, das bereits so erfolgreiche Schläge nach der Natter geführt, die nun aus soviel Wunden blutet, im Stiche gelassen werden?"

„Als geborener Spanier," sagte der Assistent, „kann ich nur die ungeheuren, die endlosen Anstrengungen beklagen, die meinem Vaterland zugemuthet werden."

„Die Siegesbeute wird alles lohnen," rief Vitelleschi, „und der Sieg ist nah. Die Ketzer werden sich lange dieses Jahres erinnern! Im Frühling starb Herzog Christian von Braunschweig, vor einem Monat

ward der König von Dänemark am Barenberge geschlagen, der Dritte einst im Bunde, Ernst von Mannsfeld, mit den Trümmern seines Heeres flüchtig, verfolgt und obdachlos, ist in Dalmatien, wie mir ein soeben angekommener Brief meldet, elend zu Grunde gegangen."

„Und was bietet Oestreich für die Opfer, die es verlangt?" fragte der Spanier.

„Ferdinand wird als Entschädigung einen Theil des eroberten Landes abtreten. Bedenke, die Beute, Bruder! Wir halten am Grundsatz fest, daß alles Gut, den Ketzern abgenommen, dem Kaiser angehört."

„Und wird Frankreich, wird Richelieu ruhig zusehn, wie Spanien und Oestreich die protestantisch-gewordene Welt niederwerfen und unter sich theilen?" fragte der Portugiese.

„Dafür ist gesorgt," sagte Vitelleschi gelassen, seinen Kater streichelnd. „Der Cardinal ist durch den Aufstand der Calvinisten in seinem Lande erschreckt worden. Er muß die Allianz mit den katholischen Mächten, denen er nur zu lange fern gestanden, wieder aufsuchen. Er nähert sich Spanien. Spanien aber ködert ihn mit dem Plane einer Invasion Englands,

das, wenn die katholischen Mächte siegen, zwischen Spanien und Frankreich getheilt werden soll."

„Wird man Frankreich, wenn der Angriff gelingt, Wort halten?" fragte der finstere Spanier.

Vitelleschi lächelte, lächelte sehr seltsam. „Was frägst Du, Bruder, nach Dingen, die so weit liegen! Ueberlassen wir die Beantwortung dieser Frage ruhig der Zeit.... Ueberlassen wir sie Olivarez. Er ist der klügste Kopf dieser Zeit, ein Geist wie Ximenes, der noch mit dem Cardinal fertig werden wird, wenn ihm der Allmächtige das Leben gönnt."

„Spanien steht am Rande eines Abgrundes!" sagte der Assistent. „Man zwingt einen Todkranken zu den verwegensten Unternehmungen! Welche Nachrichten hat man von Seiner Majestät?"

„Der König ist immer düster und gelassen, ein wenig apathisch," erwiderte der Ordensgeneral. „Er verläßt höchst selten den Escurial. Eben jetzt schreibt er an einem neuen Drama, mit welchem er den Calderon übertreffen will."

Die Reihe zu lächeln kam an die Assistenten.

„Gönnen wir Philipp dem Vierten seine harmlosen Neigungen," sagte Vitelleschi. „Er ist ein Fürst von großem Glaubenseifer und wahrhafter Frömmig-

keit. Eben hier, in diesem Briefe, erzählt der Provinzial von Madrid einen interessanten Zug seiner strengen Religiosität. Am Sonntage wurde ein großes Autodafé abgehalten. Der König saß auf dem Balcon im Schloßhofe, den du wohl kennst, und sah zu. Es waren Ketzer beiderlei Geschlechts, die man in Abtheilungen von Vieren bis Fünfen verbrannte. Als man mit ungefähr zwanzig Personen fertig geworden, trat ein Stillstand ein. Dem König war in der Nähe des Feuers heiß geworden, sein Gesicht war ganz schwarz vom Rauche und den vielen, aufsteigenden Rußtheilen . . . . Er trocknete sein Gesicht mit dem Tuche, wandte sich zu seinem Beichtvater, der hinter ihm stand und fragte: „Non hay mas? Hast du ihrer nicht mehr? Sind das alle?“

Die Assistenten geriethen über diese Worte in solche Aufregung, daß es einiger Augenblicke Zeit bedurfte, bis sie sich wieder beruhigten. Der Ordensgeneral ging auf die andern politischen Tagesfragen über....

Während im Zimmer des Ordensgenerals die Debatte weiterging, saßen die beiden Väter Cabarro und Ortiz auf ihrer Zelle beisammen.

„Seltsam, wo Herr von Ancier bleibt,“ sagte der

Arzt, „es ist gleich acht Uhr. Er wollte schon um vier zurück sein."

„Wir haben einen Fehler begangen, indem wir ihn allein gehen ließen," sagte Ortiz. „Wenn ihm ein Unglück zustieße —"

„Welcher Art?"

„Daß er Feinde hat, kann man nach der Geschichte mit den Aepfeln nicht läugnen," meinte Cabarro. „aber auch sonst — es herrscht jetzt eine so große Unsicherheit in Rom —"

„Wahr, wahr!" seufzte Ortiz. „Allwöchentlich wird mir ein Mord gebeichtet. Wir hätten ihn begleiten sollen!"

„Ich war daran, es zu thun. Ich unterließ es nur, weil es mir vor den Zeugen zu auffällig schien."

Die beiden Jesuiten gingen hinaus und begaben sich zu den Wohnungen der beiden Herren, welche Herr von Ancier hatte aufsuchen wollen. Sie meinten, er könne sich verspätet haben. In der Wohnung des Herrn von La Barre war alles finster, ein Zeichen, daß der Herr außer Hause sei; in der Wohnung des Herrn von Coucy zogen sie die Glocke und erkundigten sich, ob nicht ein fremder Cavalier oben sei. Der Lakai

gab zur Antwort, daß dieser schon vor fünf bis sechs Stunden das Haus verlassen habe. Den Vätern blieb nichts übrig, als in ihr Kloster zurückzukehren.

Herr von Ancier war noch immer nicht dort.

Als Mitternacht kam und der Cavalier noch immer auf sich warten ließ, stieg die Unruhe der Beiden auf's Höchste. Sie setzten sich in das öde Zimmer und lauschten auf jeden Schritt eines Fußgängers in den Straßen.

„Sollte ihn blos ein unangenehmer Vorfall verhindert haben, nach Hause zu kommen?“ fragte Ortiz.

„Nein, nein,“ klagte Cabarro, „ich kenne seine Gewohnheiten zu genau! Dem ist ein Unglück ernsthaftester Art zugestoßen ....“

Er ging klagend, rathlos im Zimmer umher und war erst gegen Einbruch des Tages zu bewegen, zu Bette zu gehen.

Aber auch als der Morgen hell angebrochen war, stellte sich Herr von Ancier nicht ein und auch kein Bote kam, um seine räthselhafte Abwesenheit zu erklären.

Siebentes Kapitel.

Das Bündel Kleider.

Gegen zehn Uhr Morgens wurden mehrere geheime Agenten des Profeßhauses ausgeschickt, um die Spuren des Vermißten aufzusuchen. Sie hatten, unvorhergesehener Fälle wegen, die Weisung, ihre Nachforschungen in aller Stille zu machen.

Pater Ortiz, der gleichfalls, um Erkundigungen einzuholen, ausgegangen war, trat Nachmittag mit bestürzter Miene bei dem Ordensgeneral vor. „Es bleibt kein Zweifel mehr,“ sagte er, „Herr von Ancier ist auf diese oder jene klägliche Weise um's Leben gekommen! Ich bin in Verzweiflung, ich mache mir die größten Vorwürfe. Mir war es besonders aufgetragen, ihn zu überwachen — mir ist zu Muth, als wäre ich selbst Schuld an Allem, an seinem Tode, an dem Verlust der Erbschaft!“

„Ich mache Dir keine Vorwürfe," sagte Vitelleschi. „Uns verfolgt oft ein tückischer Dämon, dem keine menschliche Klugheit auszuweichen vermag. Freilich hätten wir nach der Geschichte mit den Aepfeln vorsichtiger sein sollen. Jede Selbstanklage kommt zu spät."

„Soll man beim Barghello die Anzeige machen?" fragte Ortiz. „Soll man alle Sbirren Rom's aufbieten, daß man der Sache auf die Spur komme?"

Vitelleschi sann eine Weile nach und sagte dann: „Nein, noch nicht die Anzeige! Es hat damit Zeit. Die Anzeige hätte nur noch den Zweck, die traurige Thatsache zu constatiren und dem Erben Villiers Gauthiot das Zeichen zu geben, die Erbschaft in Empfang zu nehmen... Das kann noch warten..."

Er sah auf die Uhr und fügte hinzu: „Ich habe Cabarro beauftragt, Alles still zu überwachen, was auf dem Amte des Barghello vorgeht. Du wirst ihn gegen Abend ablösen, Ortiz."

Ortiz verbeugte sich.

Zur Zeit, da unsere Erzählung spielt, war Rom, das auch noch heutigen Tages nicht um der dort herrschenden Sicherheit willen berühmt ist, der Schauplatz der wildesten Gewaltthätigkeiten.

Duelle waren an der Tagesordnung, zu jeder

Stunde wurde in entlegenen Gassen der Degen gezogen. Ein verwegenes Banditen- und Bravothum pfuschte der maaßlosen Willkür der geistlichen und weltlichen Gewalt in die Hände. Mit Vorliebe wurden Fremde zu Opfern erkoren, weil sie weniger vermißt wurden, als Einheimische. Der Mörder flüchtete in irgend eine Kirche, — damit war's gut.

Den Sicherheitsdienst verwaltete der Barghello mit seinen Sbirren, die aus dem untersten Gesindel, zum großen Theil aus ehemaligen Banditen rekrutirt waren. Von einer Polizei im heutigen Sinne des Wortes war damals noch nicht die Rede.

In einer kleinen Weinschenke, die gerade gegenüber dem Buon Governo, dem damaligen Polizeihause, lag, saß Pater Cabarro schon in aller Frühe und beobachtete aufmerksam Alles, was zum Thore drüben aus- und einging. Cabarro, der nüchternste Kopf, spielte heute den Zecher. Er hatte einen Krug Wein vor sich stehen und schien sich ihn behagen zu lassen. Er hatte Laientracht angelegt.

Von Zeit zu Zeit sprachen Sbirren in der Kneipe in, schwatzten mit der Wirthin, ließen sich ein Glas einschenken und leerten es rasch. Endlich kam Einer, der offenbar einen längeren Aufenthalt zu nehmen

gedachte, ein alter Bursche mit weingefärbter Nase, in Lederwamms und Stulpstiefeln, den Stoßdegen an der Seite. Die Litzen kennzeichneten ihn als einen Lieutenant der Schaarwache.

Cabarro rückte alsbald mit seinem Kruge, um dem Ankömmling Platz zu machen.

Lange wollte der Alte Nichts reden und sah, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in seinen Krug hinein; endlich brachten ihn zwei vorübergehende Theatiner zum Sprechen. Er sagte:

„Schon wieder was Neues! als hätten wir nicht schon Mönche genug in unserem alten Rom! Seh' ich die Menge heiliger Leute, die für uns beten, uns bessern und uns zum Himmel führen, so frag' ich mich immer, wie es kömmt, daß ich bei Nacht und Tag keine Ruhe habe! Habt Ihr Euch die zwei Patres vom neuen Orden bereits angesehen, Wirthin?"

„Gewiß," sagte diese, „sie sehen gut aus."

„Nun haben wir ihrer schon von allen Farben, grau und braun, schwarz und weiß und gelb und gestreift nach allen Arten!" fuhr der Sbirre fort. „Kommen mir wie Käfer vor, die in altem Mauerwerk 'rumkriechen. Curios! Warum wir Weltmenschen jeder anders einhergehen, läßt sich begreifen, denn Jeder hat

seine andere Passion, seine eigenen Zwecke, Neigung und Art, aber Leute, die nur Gott dienen, die sollten sich eigentlich Alle gleich sehen."

„Und habt Ihr nicht bedacht, Freund," mischte sich nun Cabarro in's Gespräch, „daß diese Farben ihre Bedeutung haben könnten? Jeder Orden hebt irgend eine Seite des geistlichen Lebens hervor und kleidet sich demgemäß. Manche tragen sich weiß — sie wollen dadurch die Reinheit andeuten, deren sie sich befleißen, wie denn auch auf dem weißen Kleide jedes kleinste Fleckchen sichtbar wird. Andere sind braun, gewissermaßen um zu sagen, daß wir aus Erde sind und in Erde zerfallen werden. Die sich schwarz tragen, zeigen an, daß sie für die Welt todt sind —"

„Ei, Herr," sagte der Sbirre, „das wollen dann wohl auch die Jesuiten andeuten? Doch — das glaubt Ihr selbst nicht, so wahr Ihr selbst einer seid."

„Ihr seid ein komischer Kauz," sagte Cabarro, „man kann Euch nicht gram werden, wie Ihr Euch auch anstellt. Wie wußtet Ihr denn —"

„Ich kenne Euch seit Jahren, ehrwürdiger Herr," sagte der Sbirre und setzte, ohne anzüglich sein zu wollen, hinzu: „Unsereiner merkt sich jedes Gesicht, auf dem was geschrieben steht."

„Schön, schön,“ sagte Cabarro, „auch Ihr erschient mir beim ersten Blicke bekannt. Nun sagt, mindern sich die Verbrechen in Rom? Ich dächte, man hörte jetzt weniger als sonst, viel weniger!“

„Weniger?“ fragte der Sbirre, „ich denke wieder, es geschieht jährlich mehr Böses in der Welt. Herr, es läßt sich nicht sagen —“

„Warum sollte es sich nicht sagen lassen,“ sagte Cabarro lächelnd. „Erzählt! was ist zum Beispiel heute und gestern vorgekommen?“

„Heute ist's vergleichweise friedlich hergegangen,“ meinte der Sbirre. „Beim Wirth auf der Piazza Madama hat eine Schlägerei stattgefunden, wobei Einer erschlagen und Zwei schwer verwundet wurden. Ein Franzose ist verschwunden —“

„Ein Franzose?“ fragte Cabarro gespannt. „Laßt doch hören! Wer war der Franzose?“

„Ein Edelmann war er,“ sagte der Sbirre, „und war mit der Absicht ausgegangen, bald wiederzukommen. Zwei Tage schon wird er vermißt. Er wohnte im Vico San Angelo ....“

„Wißt Ihr sicher,“ fragte Cabarro, „daß er im Vico San Angelo gewohnt?“

„Sicher, da ich selbst bei der Durchsuchung der

Wohnung war," sagte der Sbirre. „Als man heute in Gegenwart von Zeugen sein Wohnzimmer mit Gewalt öffnete, kam's heraus, daß auch seine Wäsche und alle Werthsachen fort waren. Soll ein lustiger Herr gewesen sein, der etwas zu sehr den Wein, die Tafel und die Weiber geliebt. Ist immer spät nach Hause gekommen, weil er die Gewohnheit hatte, bei seiner Geliebten zu soupiren und diese Soupers oft bis Morgens dauern — nun, man kennt die Franzosen! Der Wirth ist eingezogen und meine Mannschaft wird noch heute der Kleinen eine Visite abstatten, denn solche Dirnen —"

So weit war der Sbirre in seiner Erzählung gekommen, als ein kleiner Zug sich dem Thorwege des Buon Governo näherte.

Ein Weib von mittleren Jahren, von verwildertem Aussehen, das ein kränkliches Kind an der Hand hielt, kam daher, von zwei Sbirren geführt. Ein dritter hatte ein Bündel Kleider über dem Arme liegen. Pater Cabarro fuhr wie von einer Feder geschnellt empor. Er hatte auf den ersten Blick unter diesen Kleidern den Wamms erkannt, den Herr von Ancier zuletzt getragen!

Rasch verabschiedete er sich von dem Sbirren und

folgte dem kleinen Zuge der Treppe hinan, bis in die Amtsstube. Man ließ ihn eintreten, da man ihn für einen Zeugen hielt.

„Dies Weib," begann der Erste der Häscher, indem er sich zu dem Barghello wandte, der vor seinem Tische saß, „haben wir im Ghetto arretirt, als sie diese Kleider verkaufen ging. Die Sache schien mir verdächtig —"

„Sie ist's auch," sagte der Barghello. „Wo habt Ihr die Kleider her?"

„Ich hab' sie gefunden," sagte das Weib ruhig. „Auch ging ich nicht sie zu verkaufen, sondern war auf dem Weg hieher, sie Euch zu bringen."

„Gute Ausrede!" rief der Barghello höhnisch, „und da führte Euch der Weg eben durch's Ghetto?"—

„Wohl, da ich vom Tiberufer komme," sagte das Weib.

„Die Kleider," sagte der Sbirre, „bilden den vollständigen Anzug eines Edelmanns, sogar das Hemd und die Socken sind dabei!"

„Zum Unglück für Euch," fiel der Barghello ein, „wurden eben vorgestern im Vico di San Angelo einem Edelmanne sämmtliche Kleider gestohlen, er selbst

ist verschwunden. Ihr werdet wohl die sein, welche die Diebe beauftragt, die Kleider zu verwerthen!"

„Bei der Madonna," sagte das Weib mit pathetischem Ausdrucke, „arm bin ich, elend, eine Bettlerin, aber keine Diebin und auch nicht mit Dieben im Bunde. Die Kleider hab' ich gefunden — ein Laib Brod wäre mir lieber gewesen! Ich will Euch alles erzählen und meine Aussagen werden mich rechtfertigen....

„Zuerst, wer seid Ihr?" fragte der Barghello etwas gelassener, da das Weib wirklich etwas Ueberzeugendes im Tone ihrer Rede hatte.

„Wer ich bin?" wiederholte sie, „ein Weib, zur Bettlerin herabgekommen, das die Büttel von Stadt zu Stadt jagen. Mein Mann — der Unglückliche! schmachtet im Kerker der Inquisition von Bologna. Seit zwei Monaten schon bin ich nun ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Obdach und ich schien doch einst zu einem bessern Loose geboren! Als unsere Gläubiger uns das Haus verkauften und alles wegnahmen, verließ ich Bologna, ich wollte in Rom Hilfe suchen für meinen Mann, ja, wenn ich es könnte, dem heiligen Vater eine Supplik überreichen. Ich hatte zwei Kinder bei mir. Das Eine erkrankte in

Viterbo am Fieber, — ich habe es vor fünf Tagen begraben! Gestern —"

„Nun was war gestern?" fragte der Barghello und Cabarro, der in der Ecke saß, dachte: „nun also werden wir etwas von Herrn von Ancier erfahren!"

„Gestern," fuhr das Weib fort, „war ich acht Stunden ununterbrochen gegangen, und sah endlich die Thürme Rom's auf halbstündiger Entfernung vor mir liegen. Ich befand mich auf einer wüsten, unbewohnten Ebene, unfern der Tiber. Ich war müde zum Umsinken, mein Kind, das ich auf dem Arme trug, wollte sich nicht beruhigen. Es schien mir unmöglich noch die Stadt zu erreichen, so nah sie auch war. Ich hatte ein Brod bei mir, das uns ein Schäfer der Campagna geschenkt, ich setzte mich auf einen Stein und theilte es mit der Kleinen. Ich konnte nicht weiter. Da — zu meiner größten Freude — seh' ich einen Ort, der mir zur Unterkunft für die Nacht passend scheint. Es war eine verlassene Hütte, wie sie die Hirten und Feldhüter haben — so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen kann — sie war von den ringsumliegenden Felsblöcken kaum zu unterscheiden. Ich krieche hinein, decke das Kind zu und bleibe in einem Winkel liegen.

Es war eine kalte Nacht und sehr windig. Es blies immerfort scharf durch die Fugen der Bretterwand, das Kind wimmerte häufig, ich hörte, sorgenbewegt wie ich war, noch zwei Uhr schlagen. Ich war kaum eingeschlafen, als ich durch ein Geräusch draußen geweckt wurde. Es war wie ein Pferdegetrappel und Wagengerassel. Unruhig fuhr ich empor und horchte. Es war wieder Alles still, schon wollte ich mich niederlegen undglaubte, nur geträumt zu haben .....

In diesem Augenblicke kamen mir mehrere gedämpfte Stimmen zu Ohren, so gedämpft, daß ich wohl jede einzelne erkennen, doch nichts Gesprochenes verstehen konnte. Dennoch war es, als ob alles in der nächsten Nähe, auswärts an der Bretterwand gesprochen würde. Leise erhob ich mich und kauerte mich vor eine Lücke, durch die hinauszusehen war. Da sah ich einen großen, ganz gedeckten, mit zwei Pferden bespannten Wagen kaum einige Schritte von der Hütte halten. „Wirklich, „dachte ich," das Pferdegetrappel ist kein Traum gewesen!" Es war zu finster bis in das Innere des Wagens zu sehn, in welchem, nach den Stimmen zu urtheilen, mehrere Personen saßen und mit etwas beschäftigt waren, wobei sie bald an das Fenster, bald an eine der Wagenseiten anstießen. Der Kutscher aber

stand hoch oben auf dem Bocke und schien sich unaufhörlich nach allen Richtungen umzusehen, ob Jemand komme. Wohl eine Viertelstunde stand der Wagen so da, ich, voll Neugier und eigentlich voll böser Ahnungen stand wie gefesselt hinter der Bretterwand und lauschte. Plötzlich that sich der Wagenschlag auf, ein hochgewachsener Mann, dessen Züge ich aber nicht erkennen konnte, sprang heraus; er hatte einen Pack Kleidungsstücke über den Arm geworfen. „Behalte ja nichts davon, Geizkragen!" rief Einer aus dem Wagen heraus, „wenn du nicht dich und uns verderben willst! Addio" ......

Der Wagen brauste davon, der zurückgebliebene Mann schlug die entgegengesetzte Richtung gegen die Stadt ein. Ich aber konnte kein Auge mehr zuthun. Am frühen Morgen scheuchte es mich schon vom Lager empor. Ich eilte in die Stadt mit der Absicht, alles, was ich gesehn und gehört, anzuzeigen. Ich war kaum zwanzig Schritte weit gekommen, als ich in einem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Graben, hart am Ufer, Etwas erblickte, was wie ein Tuch aussah. Ich zog es in die Höhe. Es war ein vollständiger Männeranzug. Ich nahm ihn mit, um bei Euch, gnädiger Herr, die Anzeige zu machen."

„Das ist eine seltsame Geschichte,“ sagte der Barghello. „Würdet Ihr das, was Ihr da ausgesagt, beschwören können?“

„Zu jeder Stunde!“ rief das Weib.

„Gut, gut! Sieh nach, Tommaso,“ rief der Barghello dem Sbirren zu, ob sich Blutflecken an den Kleidern befinden!“

Der Sbirre rollte das Bündel auseinander. Ein dunkelbraunes Wamms mit weißen Streifen kam zum Vorschein. Blutspuren fanden sich nirgends.

„Der Wirth vom Vico San Angelo soll vortreten!“ sprach der Barghello.

Er trat vor.

„Erkennt Ihr die Kleider, als die des Franzosen, der bei Euch gewohnt hat?“ fragte der Barghello.

„Darüber,“ sagte der Wirth, „kann ich keine bestimmte Antwort geben. Möglich, es sind seine Kleider. Wir kannten den Herrn, der vermißt wird, viel zu wenig, er war ein schmucker Cavalier und wechselte oft den Anzug, aber ich meine: es sind seine Kleider.“

„Sie sind es nicht!“ sagte Cabarro, der aufmerksam horchend in der Ecke gesessen, zu sich selbst. „Nur zu deutlich habe ich mir den letzten Anzug gemerkt, in dem Herr von Ancier ausging! Dies braune Wamms

mit den weißen Streifen würde ich unter tausenden wieder erkennen! Dem Giftmischer ist der Unglückliche entgangen, dem Mörder nicht. Sie haben ihn in's Wasser geworfen, nachdem sie ihn erdrosselt und nackt ausgezogen, um die Erkennung der Leiche schwer oder unmöglich zu machen..... Unsere Erbschaft ist verloren und i ch kann lange warten bis ich im Collegium von Besançon Superior werde!"

Er ging niedergeschlagen zur Thüre hinaus. Der Wirth aus dem Vico San Angelo wurde entlassen, das Weib aber vorläufig noch auf dem Amte zurückgehalten.

Der Heimathlosen war es gleichgiltig, unter welchem Dache sie schlafen werde.

Achtes Kapitel.

Es hat ihn nicht beschützt!

Tief niedergeschlagen ging Pater Cabarro aus dem Polizeihause fort und schritt durch das Gewühl der umliegenden engen Gassen seinem Kloster entgegen. Es wäre ungerecht, wenn man sagte, daß ihn nur der Verlust der Erbschaft verdüsterte, auch um Herrn von Ancier that es ihm leid. Er hielt sich seinen mehrjährigen Verkehr mit dem Todten vor die Augen und ihm war, als habe er einen persönlichen Verlust erfahren.

„Er war im Ganzen ein braver Herr", sagte Cabarro zu sich selbst, „mildthätig, sanft, lenksam wie ein Kind, ein Christ im wahren Sinne des Worts. Wenn alle Leute so gläubig wären, wie er war, wie leicht und schön hätte es Unsereiner auf der Welt! Er war ohne Arglist und ohne Verdacht. Trug Einer eine Kutte am Leibe, so glaubte er ihm schon, der gute Herr, und Nie-

mand hätte ihm weiß gemacht, daß man auch in solcher Tracht ein Schuft sein könne. Zehn Jahre hat er sich selbst alles entzogen und sorgsam zurückgelegt — für wen? für uns! Nun fällt es dem Neffen zu, dem armen Schlucker, der vielleicht nie hundert Piaster beisammen hatte, dem Abenteurer, dem Raufbold, dem unsittlichen Menschen! O der schönen Besitzungen, der Felder, der herrlichen Weinberge, des schönen Geldes, das so vielen Schulen und Kirchen, so vielen Leuten hätte zu gute kommen können! Wenn ich so um Besançon mit ihm spazieren ging und er von seiner Nachlassenschaft sprach, da dachte ich: dort wird unsre Meierei stehen — dort auf den luftigen Punkt über dem Doubs läßt sich ein liebliches Lusthaus bauen! Und das herrliche Schulhaus in Besançon, die Kirche — der Herr von Ancier muß Millionär sein ... Alles zerstört, zerschlagen, für uns verloren! Der Neffe erbt, der Neffe!"

Er kam ins Kloster zurück, traf aber weder den Ordensgeneral, noch Pater Ortiz. Sie hatten Angelegenheiten auf der spanischen Legation. Cabarro schloß die Wohnung Herrn von Anciers auf und blickte umher. Alles lag dort, wie man es zurückläßt, wenn man in der nächsten Stunde zurückzukehren gedenkt. Ueber dem Stuhle hing seine gewöhnliche Alltagskleidung von

schwarzem Sammt, auf dem Nachttischchen lag Ribadenaira's Leben des Ignatz von Loyola aufgeschlagen, dabei lagen die einfachen Manchettenknöpfe von Korall, die der Cavalier zu tragen pflegte. „Er hat des Besuchs wegen die mit den großen Diamanten genommen", sagte Cabarro. „Wars nicht der Neffe, der ihm auflauern ließ, so überfiel ihn vielleicht dieser Knöpfe wegen ein Bandit! Eines Knopfes wegen alles dies! O Lauf der Welt!"

Es ward dunkel und noch immer saß Cabarro auf dem Stuhl, verkehrt, den Arm auf der Lehne gekreuzt. Seine Phantasie malte ihm das Ende seines unglücklichen Freundes — er sah den Wagen, vom Monde beleuchtet, in der Einöde halten, den Kutscher vom Bocke herab nach allen Seiten spähen, sah die nackte, entkleidete Leiche die Tiber hinabschwimmen.... Leise murmelte er einen Vers von Seneca, den er gestern gelesen:

Nemo tam divos habuit potentes
Crastinum ut liceat sibi polliceri....

Da trat ein dienender Novize ein und rief ihn beim Namen. Der Ordensgeneral war heimgekommen und hatte nach ihm gefragt.

Cabarro sprang auf und ging.

„Nun, wie steht es um Herrn von Ancier?“ war Vitelleschi's erste Frage.

Cabarro erzählte Alles.

„Schrecklich!“ seufzte Ortiz aus der Ecke herüber, indeß Vitelleschi stumm nachsann. „Den haben sie ausgeplündert und in die Tiber geworfen! Darüber kann nicht mehr der geringste Zweifel sein... Unser Erbe ist verloren!...“

„Sage nicht unser Erbe“, entgegnete Vitelleschi, „das Erbe war Gottes! Der Einzelne mehrt und häuft und sammelt das irdische Gut, er hinterläßt es seinem Sohne und dieser nennt es sein Eigenthum, bis Gott es wieder zurücknimmt, um das, was der Einzelne geizig verschloß, wieder auszugießen auf Viele! So sollte es hier sein! Der Mörder, der Herrn von Ancier getödtet, hat Gott selbst angetastet und beraubt. Sage nicht unser Erbe! Was ist unser? Wir sind nur Verwalter... Vielleicht“, fügte er leise hinzu, „wird eine Zeit kommen, wo alles Eigenthum aufgehört hat und wir, die Hirten der Völker, Verwalter alles Guts geworden... Das wäre eine schöne, eine friedvolle Zeit... Ein Hirt und eine Heerde...“

Vitelleschi verdiente offenbar seinen Namen: der Engel des Friedens. Er versank in Nachdenken, seine

Träume weiterspinnend, während die beiden Väter ihrerseits dem Gehörten nachsannen, Worten, die eine ungeheure Perspective beleuchteten. Endlich brach Cabarro das Schweigen. Er sagte schüchtern:

„Jetzt steht wohl nichts im Wege, den Mord der Justiz anzuzeigen. Ich will morgen, oder heute noch —"

Eine Pause erfolgte. Die Blicke der Väter kehrten sich dem Ordensgeneral zu.

„Ueberstürzen wir nichts", sprach Vitelleschi. „Haben wir die weltliche Gewalt einmal angerufen, ist die Sache nicht mehr in unserer Hand. Zu den Grundsätzen unseres Ordens gehört Bedachtsamkeit, Erwägung aller Umstände. Doch davon morgen — über Nacht kommt guter Rath."

„Ich erlaube mir zu bemerken", rief Cabarro, „daß wir durch Verzögerung der Anzeige nichts gewinnen können. Ein Testament ist nicht da und wird sich auch später nicht finden. Ferne sei es mir, vor meinem Obern eine eigne Meinung verfechten zu wollen. Doch kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, daß wenn man die Justiz schnell zu Hilfe riefe, die Schuldigen blitzschnell erreicht und getroffen werden könnten, daß sie nicht zum Genuß ihres Sündenlohns gelangen. Eine Ahnung, ein Instinkt, ein guter oder böser Geist sagt

mir, daß der Mörder kein anderer als Villiers Gauthiot ist."

„Er ist es nicht", gab Vitelleschi kalt und entschieden zur Antwort. „Das heißt: er selbst hat gewiß nicht die Hand im Spiel. Der, dem er das Werk anvertraut hat, der spricht selbst auf dem Richtplatz nicht. Sind solche Leute eine Seltenheit bei uns?"

Die Väter schwiegen. Endlich sagte Cabarro kleinlaut vor dem Ernst des gefürchteten Obern: „So ist die Anzeige nicht zu machen?"

„Noch nicht", erwiderte der General. „Vorerst soll noch unsre eigne Polizei thätig sein."

Die Väter schwiegen, wie geschlagen. Vitelleschi fuhr fort:

„Ich habe Villiers Gauthiot längst unter geheime Aufsicht gestellt. Er lebt funfzig Meilen von hier, aber meine Augen sehen ihn Tag und Nacht. Er geht keinen Schritt, von dem ich nichts weiß und spricht mit Keinem, ohne daß ichs erfahre... Er ist ein bedachter, willensstarker Mensch, der mit Kühnheit entwerfen und mit Energie ausführen kann. Obwohl er kein Vermögen besitzt, behandelte er doch den jahrelang drohenden Verlust der Erbschaft, die uns zufallen sollte, wie eine Kleinigkeit. Wer hat den nächsten Verwandten und

natürlichen Erben, wenn er kein Vermögen besaß, so gleichmüthig lächeln sehen? Er muß ein gefährlicher Heuchler sein! Er kümmerte sich scheinbar um seinen Onkel gar nicht, besuchte ihn kaum, verlangte nichts von ihm, nicht einmal ein Legat. Aber unsre Augen schauen in sein Herz —"

Die Zuhörer horchten und auch der große weiße Kater, der auf den Tisch gesprungen war, blickte den General aufmerksam und wie lauschend an, indeß aus seinen großen runden Augen ein Sprühregen metallisch blinkender Funken emporstieg.

Da hörte man unten ein starkes Läuten. Es war in der Stille der Nacht überraschend.

„Ob es doch seine Kleider sind, die im Offiz des Buon Governo liegen?" fragte Cabarro und verrieth dadurch, daß er doch noch einen schwachen Hoffnungsfunken nähre.

Da klopfte es, der Pförtner trat ein.

„Was giebt's?" fragte Vitelleschi.

„Soeben", antwortete der Pförtner, ward geläutet. Ich ziehe die Schnur und höre die Thüre aufgehn. Da Niemand eintritt, sehe ich hinaus. Auch draußen war Niemand — Niemand, so weit das Auge in der Dunkelheit der Nacht reichte. Ich wollte wieder schließen, da

bemerke ich ein Säckchen, das mittelst einer Schnur am Schlosse hängt, und hin und her schwingt. Der Vorfall erschien mir seltsam — hier ist das Säckchen —"

Der Ordensgeneral öffnete es und — zog das Amulet heraus, das Herr von Ancier von den Jesuiten erhalten und auf der nackten Brust zu tragen pflegte. Daneben lag ein zusammengefaltetes Zettelchen. „Es hat ihn nicht beschützt!" stand darauf geschrieben.

Nun war über den Tod des Herrn von Ancier kein Zweifel mehr.

Neuntes Kapitel.

Ein rettender Gedanke.

Die Jesuiten konnten die heimliche Zusendung des Amulets nur als den frechsten Hohn betrachten, den sich jemals ein Mörder erlaubt hatte. Aber von einer andern Seite genommen war die Zusendung ein Zeichen, daß die dunkle Unthat weniger aus einem persönlichen Motiv gegen das Opfer hervorging, vielmehr als Schlag gegen die Erbschleicherei der Gesellschaft Jesu gemeint war.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, zählte der Orden, die heimlich Affiliirten ungerechnet, ungefähr zwanzigtausend Mitglieder. Es läßt sich denken, mit welcher Kraft eine solche, vom Staate unabhängige, despotisch organisirte Gesellschaft, die ihre Disciplin bis in die untersten Abtheilungen aufrecht erhielt, wirkte.

Es war den Jesuiten gelungen ein Netz um alle Classen und Stände zu werfen, und den unmittelbarsten Einfluß auf das öffentliche, wie private Leben zu üben. Die Großen hatten sie gewonnen, weil sie sich ihnen zu accommodiren verstanden und für alle ihre Laster und Vergehn Entschuldigung hatten. Sie konnten überdies den Gläubigen von einer Menge von Sünden freisprechen, die sonst nur dem heiligen Stuhl vorbehalten sind. Da sie den nächsten Einfluß auf die Inquisition besaßen, mußten sich Fürsten und Bürger, Edle und Unedle vor ihnen fürchten und wohl acht haben, sie nicht zu beleidigen, vielmehr suchen, sie zu Freunden zu gewinnen. Wenn sie Einem übel wollten, so fand sich leicht eine Gelegenheit gegen ihn als Ketzer zu procediren und ihn um Leib und Ehre, um Gut und Leben zu bringen. Sie hatten das Privilegium erlangt, den sogenannten weltlichen Arm stets aufbieten zu können, die weltliche Obrigkeit war bei Strafe des Banns verpflichtet, sie zu schützen. Sie konnten sogar Geldstrafen und Interdikt auf Orte legen, in welche sich Feinde des Ordens begeben.

Sie hatten sich längst nicht mehr mit ihren eigenen Collegien und Schulen begnügt; sie drängten sich überall auf Universitäten als Lehrer ein und gewannen durch

die Erziehung eine Macht über alle heranwachsende Jugend. Der General des Ordens hatte das Privilegium seine Creaturen allenthalben, wohin er wollte, zu schicken um Vorlesungen zu halten, überall durften sie ohne weitere Genehmigung den Katheder besteigen. Da sie an den meisten Orten die Jurisdiktion über Buchhändler und Drucker hatten, wurden Bücher von Gelehrten, die ihnen gegnerisch gesinnt waren, kaum noch irgendwo gedruckt oder feilgeboten. Endlich durfte, um den jesuitischen Lehrern an den Hochschulen mehr Ansehn zu ertheilen, der General des Ordens den Doctorgrad und alle übrigen akademischen Würden ertheilen.

Auf die niedern Classen wirkten sie durch die Missionspredigten, durch ihre phantastische und leidenschaftliche Beredtsamkeit, durch einen Apparat von Ceremonien und Wundern. Sie durften auch in fremder Diöcöse Beichte hören und konnten die Gelübde ihrer Beichtkinder aus freier Macht in andere „verdienstliche" Werke verwandeln. Sie hatten das Recht, wenn Bann oder Interdikt auf einem Orte lag, die Messe allen Denen zu lesen, die nicht vom Bann getroffen waren, und damit auch der Verbrecher sie achte und verehre, war allen Häusern ihres Ordens und allen Grund-

stücken im Bereiche ihrer Klöster, Collegien und Profeßhäuser das Asylrecht verliehen.

Der innere Geist der Gesellschaft war damals, so zu sagen, zur Reife gelangt. Ihre Moral, die Regel ihres Verhaltens, hatte sich zu der Form und Gestalt ausgebildet, die der Erinnerung der Welt aufbewahrt geblieben ist. Mariana, Suarez und die Unzahl ähnlicher Autoren waren eigenlich nur die enfants terribles, die den heimlichen Geist der Gesellschaft ausplauderten. Diese Bücher dieser Männer, die alles was Machiavell geschrieben, hinter sich lassen, wurden gedruckt mit Genehmigung der Obern, die sonst den strengsten Gehorsam fordern und erzwingen konnten. Nach der Moral der Jesuiten war es erlaubt falsch zu schwören, wenn man nicht die Absicht hegte, Gott zum Zeugen anzurufen; ein Uebelthäter war nicht schuldig, dem Richter die Wahrheit zu bekennen, den Ketzern war kein Wort zu halten, es war erlaubt, ja gottgefällig den König oder Fürsten zu tödten, der ein Feind des Ordens, somit der Kirche war.

Diese Moral war auch durch Thaten in Ausführung gekommen. Heinrich der Vierte war durch drei Mörder Barriere, Chatel und Ravaillac angegriffen worden; die ersten zwei hatten gestanden, daß sie zu

ihrer That von Jesuiten gedungen waren. Es ward gerichtlich erwiesen, daß der Superior Varade dem Barrière das Abendmahl gereicht, die Absolution ertheilt und seinen Segen mitgegeben habe. Ebenso waren die Verschwörungen gegen die Königin Elisabeth von England, die Pulverschwörung, das Attentat gegen den Prinzen von Oranien erwiesener Maßen Werk der Jesuiten. In der Meinung der katholischen Welt verloren sie weder durch ihre Bücher noch durch ihre Thaten an Ansehn; peinliche Verbrechen, von ihren Mitgliedern verübt, wurden vertuscht, entschuldigt, andere zum Theil als Tugenden der Nachwelt empfohlen. Sie schufen sich aber auch erbitterte Feinde.

Man wird fragen, wie es kam, daß ein Mann wie Herr von Ancier, dem es nicht an Verstand und Weltklugheit gebrach und der dabei ein menschenfreundliches Gemüth hatte, sich über den Orden stets so irrige Begriffe hatte machen können? Er theilte seinen Irrthum, die Befangenheit seiner Anschauungen mit unzähligen seiner Zeitgenossen. Es ist eine eigene Sache mit der Beurtheilung eines großen Instituts durch den Mitlebenden: es müssen oft Jahrhunderte vergehn, ehe wir die Ueberschau über einen großen Menschen, eine große Institution, eine ganze Zeitrichtung erhalten. Man

hat diese Unfähigkeit des einzelnen Mitlebenden, ein großes Ganzes richtig zu beurtheilen mit verschiedenen Bildern zu erläutern gesucht, keines scheint mir treffender, als das vom Jäger, der auf dem Gipfel des Athos, den ein Bildhauer zum Kopf Alexanders umgestaltet hat, die wilde Ziege verfolgt, oder vom Köhler, der dort seine Kohlen brennt. Dieser Jäger, dieser Köhler, findet hier einen Abhang, dort eine steile Felsenklippe, hier einen weiten Abgrund, dort seltsame Höhlen, hier ein sanftes, ruhiges Thal. Er umklettert den ganzen Gipfel und sieht doch den Berg nie, auf dem er wohnt. Der Wanderer nur sieht ihn, der stundenweit gegangen und plötzlich zurückblickt. Nun das Einzelne verschwand, tritt das Gesammtbild hervor, der Wanderer erkennt die gebieterische Stirn und die sinnenden Brauen, die edle Nase, den geschlossenen Mund Alexanders.

Dazu kömmt, daß jede Sekte oder Genossenschaft, so corrupt auch ihre Lehren und Zwecke sein mögen, unter sich brave Leute zählen und sogar Tugenden zur Reife bringen kann. Wer möchte behaupten, daß es unter den Wiedertäufern keine solchen gegeben habe, daß es keine z. B. unter den Mormonen, unter Marabuts, Derwischen oder Fakiren gebe? Im verfaultesten und verderbtesten Staatsorganismus lassen sich ehren-

werthe Persönlichkeiten finden, Faktoren, die mit der Tendenz des Ganzen gar nichts zu schaffen haben. Herr von Ancier fuhr gewissermaßen mit auf einer Galeere, die hundert und hundert Kämmerchen und manchen braven Matrosen hat. Hunderte von Sclaven sitzen und rudern in blindem Gehorsam. Vom Ziele der Fahrt und der Ladung des Schiffs wissen nur der Kapitän und seine Genossen.

Wir kehren nach dieser längern aber nothwendigen Abschweifung zu unserer Erzählung zurück.

Gegen Mittag des andern Tags lief noch eine Bestätigung ein, daß die Kleider, die das Weib am Tiberufer gefunden, wirklich Herrn von Ancier gehört hatten. Im Wamms fand sich ein Taschentuch, das Pater Ortiz sich zu verschaffen wußte. Die Wäscherin des Klosters erkannte es sogleich als eines, das schon zu wiederholten Malen durch ihre Hände gegangen.

Vitelleschi, Ortiz und Cabarro fühlten den Schlag, der ihren Interessen versetzt worden war, aufs bitterste. Sie beklagten eine verlorene Million. Eine andere Trauer, als die des betrogenen Egoismus empfanden sie wohl nicht, sonst wären sie nach einem solchen Ereigniß nicht so lange in abwartender und laurender Haltung geblieben. Von ihrem Standpunkt aber war die

Aufsuchung des begangenen Verbrechers und die Bestrafung desselben nur eben ein Mittel, das sie je nach dem Vortheil, den es ihnen abwerfen würde, gebrauchen und nicht gebrauchen würden. Für ihre Casuistik gab es nichts Festes.

Dem Gebote des Ordensgenerals gemäß durften Ortiz und Cabarro nirgendwo etwas vom Verschwinden des Herrn von Ancier äußern. Für Jene, die seine Abwesenheit bemerken konnten, wurde ausgesprengt, daß er sich wohl auf einen kurzen Besuch bei einem ihm befreundeten Herrn in Castellgandolfo befinde, was ganz glaubhaft schien, da er in der That bereits zwei Ausflüge dahin gemacht hatte.

So klug und vorsichtig hatten die Väter alles zurechtgelegt, ohne daß sie noch selbst wußten, zu welchem Ziele es sie führen werde. Ein paar Tage gingen wieder hin, über die düstere Geschichte des Herrn von Ancier fuhr Todesstille zu herrschen fort.

„Er ist noch immer nicht da," sagte Pater Cabarro eines Morgens, als er, wie es sein Brauch war, bei dem Ordensgeneral Bericht abstattete.

„Wer?" fragte Vitelleschi.

„Der, an den ich immer denke — der, der kommen soll, unsere Erbschaft zu verschlingen, der Neffe Villiers!"

agte Cabarro. „Mein Gott, Euer Gnaden müssen doch einen Plan feststellen, den wir befolgen, damit er uns nicht überrascht und gleichsam gefangen nimmt.“

„Einen Plan!“ sagte Vitelleschi geringschätzig. „Ich behaupte, daß wir ihn vorläufig gar nicht feststellen können. Der Zufall, guter Cabarro, ist der Meister dieser Welt, seine Anerbietungen zu verstehn und zu ergreifen, ist Alles was man vermag. Uns werden die Umstände leiten.“

Ortiz, der Astronom, trat ein. Ein dämonisches Lächeln spielte zwischen den Falten seines hagern Gesichts, wie wenn eine Idee, die nicht weiß, wie sie heraustreten soll, sein Inneres kitzelte.

„Was giebt’s, mein Sohn?“ fragte der Ordensgeneral, der sich auf die Physiognomien verstand.

„Es ist ein Einfall — ein Einfall“, meinte Ortiz, noch unschlüssig, ob er sprechen sollte.

„Erzähle Deinen Einfall!“ rief der Ordensgeneral, der Ortiz als einen der eminentesten Köpfe schätzte. „Deine Einfälle sind oft gewagt, seltsam, paradox, aber selten noch habe ich sie abgeschmackt oder thöricht gefunden.“

„Heute Nacht“, begann Ortiz, „als ich auf der Sternwarte saß und rechnete, und eben die Sub-

stituirung zweier Größen vornehmen wollte — ich hatte meine Gedanken eigentlich gar nicht recht beisammen und es fiel mir ein, daß der Herr von Ancier nun schon drei Nächte von uns abwesend sei — da — da kam mir ein Einfall — ein lustiger Einfall, der aber auch", fügte er mit plötzlich ernster und leiser Stimme hinzu, „eine tiefernste Kehrseite hat. Eine hingeworfene Aeußerung von Vidot hat mich darauf gebracht —"

Vidot war ein Ordensbruder, der vor kurzer Zeit aus Besançon, wo er stationirt, nach Rom gekommen war, um sich zu der orientalischen Mission zu begeben.

„Was giebt's mit Vidot?" fragte der Ordensgeneral.

„Kurz vor seiner Abreise", hob Ortiz wieder an, „sagte mir Vidot, daß er Herrn von Ancier gesprochen, es hätte den Cavalier interessirt, directe Nachrichten aus seiner Heimath zu erhalten. Aeußerst frappirt, sagte Vidot, sei er gewesen, als er Herrn von Ancier bei seiner Ankunft das erste Mal im Corridor begegnet wäre. Seine Aehnlichkeit mit einem Menschen in der Nähe von Besançon, den er gut kenne, wäre so schlagend, daß er ihn im ersten Augenblick für diesen gehalten habe. Dieser Doppelgänger des Herrn von Ancier

sei ein gewisser Denis Everard, Pächter auf dem Herrn von Ancier gehörigen Meierhof zu Montferrand. Größe, Umfang, Alter, Alles stimme zusammen, selbst in der Stimme sei eine große Aehnlichkeit da. Und die innern Eigenschaften? fragte ich. Die sind freilich sehr verschieden, erwiderte Vidot, der Pächter ist roh, habgierig, ein recht gemeiner Mensch."

„Ist das Alles?" fragte Vitelleschi, wie Jemand, der halb befriedigt ist.

„Ich denke", gab Ortiz diplomatisch zur Antwort.

„Du sprachst doch von einem beinahe lustigen Einfall, der aber eine ernste Kehrseite hat", versetzte der Andere. „Rede!"

„Ich meinte", sprach Ortiz, „daß es möglich wäre, den Pächter von Montferrand kommen zu lassen —"

Cabarro riß die Augen weit auf, während der Ordensgeneral in ein tiefes, finsteres Nachdenken versank.

„Ist denn mein Einfall so schlecht?" fragte Ortiz, dem Ordensgeneral ins Gesicht sehend, mit dem Tone einer eigenthümlichen Bescheidenheit.

„Schlecht?" rief der Ordensgeneral. „Er ist sogar vortrefflich, eine Million Livres werth. Säume nicht, Ortiz, brich auf, reise nach Besançon, bringe den

Pächter her. Nach Vidot's Beschreibung ist Alles aus ihm zu machen. Er ist roh, habgierig, gemein, und Habgier gebiert jedes Ungeheuer."

Er betonte die letzten Worte, die wie die bitterste Selbstkritik von einer erhabenen Objectivität ausgesprochen klangen.

„Da bleibt meine Widerlegung des Galilei lange liegen!" seufzte Ortiz.

„Geh, reise, Du bist der Mann!" sprach Vitelleschi. „Mag Deine Streitschrift zwei Wochen später erscheinen!" Er wandte sich zu Cabarro mit siegreicher Miene: „Du fragtest mich, welchen Plan wir für die Ankunft Villiers Gauthiot entworfen? Da sieh, wie die Umstände herrschen! Aus dunklem Instinkt war ich dagegen, vom Verschwinden des Herrn von Ancier so rasch die gerichtliche Anzeige zu machen — da sieh, wie es sich lohnt! Wir haben jetzt mehr als eine glückliche Ausflucht, mehr als eine planvolle Intrigue. Wir haben den verschwundenen Herrn von Ancier wieder!"

Cabarro umarmte seinen talentvollen Mitbruder.

„Du hast uns von der Furcht vor Villiers Gauthiot geheilt!" rief er.

„Eile auf Flügeln", sprach Vitelleschi, „damit wir Zeit gewinnen. Dein weltkundiger Kopf kann meine

weiteren Instructionen entbehren. Wenn Du den Pächter nur bringst, alles Andere will ich auf meine Schultern nehmen. Hier, Cabarro, gelte inzwischen die Losung: Herr von Ancier ist verreis't, wird aber in zwölf Tagen spätestens wiederkommen. Du verstehst mich?"

Cabarro verbeugte sich tief.

Eine Stunde später war Pater Ortiz auf der Reise nach Besançon.

Zehntes Kapitel.

Die Zeugen.

Am andern Morgen stand Pater Cabarro in seinem Zimmer vor einer Retorte, unter Gläsern und Phiolen, und beobachtete aufmerksam einen Stoff, der langsam aus einem gekrümmten Glasrohr in einen Porzellantiegel niederträufelte.

„Er ist fort", sagte er zu sich selbst, „mein Aufpasser, den ich hasse und gegen den ich Liebe heucheln muß — der Rival, der mich immer überbietet, — endlich bin ich allein, allein auf einige Zeit und darf mich meinen Forschungen überlassen! Welche Forschungen! Wenn mir das gelingt, was ich vorhabe, dann triumphire ich über Dich, Ortiz, und gönne Dir gern Superior in Besançon zu sein — dann bin ich der Erste und habe ein unendliches Verdienst um die Kirche —"

Er ergriff den Blasebalg und schürte das Feuer unter der Retorte vorsichtig auf.

„Die Sache ist uralt", fuhr er fort, „so viele Andere haben sie bereits gefunden! Horaz sieht, als er nach Gnatia kommt, Weihrauch, der im Tempel ohne Feuer schmilzt — sollte mir das nicht gelingen, was schon die elenden Chemiker des Alterthums fanden? Es muß gehn! es muß! Es gibt ein Blut des heiligen Januarius, ein Blut des heiligen Pantaleon, ein Blut der heiligen Patricia, des heiligen Vitus, ein Blut Johannis des Täufers — alle diese Stoffe bieten die Erscheinung dar, daß sie an heiligen Festtagen flüssig werden und schäumen — gelingt mir mein Werk, täuscht mich nicht Alles — so werden auch wir bald ein neues mirakuloses Blut — das Blut des seeligen Carl Spinola haben!"

Eine große Bewegung that sich in allen Zügen des frommen Chemikers kund und eifrig begann er den Stoff, der sich im Tiegel gesammelt, mit einem Glasstäbchen umzurühren.

Da ging die Thüre auf und eine bekannte Stimme rief: „Pater Cabarro!"

Der Gerufene sah sich um und erblickte den Pförtner des Profeßhauses.

„Zwei Fremde, zwei Franzosen sind draußen", sagte er, „und verlangen dem General gemeldet zu werden."

Cabarro durchfuhr ein Schreck.

„Das sind Landsleute", dachte er, „die Nachricht vom Tode des Herrn von Ancier haben! Unsere Erbschaft bleibt verloren!" Laut sagte er: „Wo sind die Herren? Ich will sie zu Seiner Gnaden führen."

Zwei ältliche Herren, beide von stattlichem Aussehen, standen im Corridor. Der Eine wandte sich an Cabarro und sagte: „Darf ich Sie bitten, die Herren von Coucy und Labarre bei Monsignor zu melden?"

Cabarro war so verwirrt und aufgeregt, daß er kaum etwas zu antworten wußte. Er eilte die Treppe hinan, die Beiden folgten.

Vitelleschi empfing die Herren nicht ohne Unruhe, höchst ungeduldig zu hören, was sie ihm bringen würden. Mit dem unterthänigsten Respect eines Unterthanen vor einem großen Souverain stellten sich die beiden Herren, die den angesehensten Familien Frankreichs angehörten, vor. Der General bot ihnen, die beide im vorgerückten Alter standen, mit huldvollem Lächeln Plätze an.

„Wir träumten nicht“, sagte Herr von Coucy, „daß uns bei unserem kurzen Aufenthalte in Rom die hohe Ehre zu Theil werden würde, dem Vater der Gesellschaft Jesu unsere Aufwartung machen zu dürfen. Wir danken dies Herrn von Ancier —“

Bei dem Namen zuckte es dem General durch das Herz, dennoch versetzte er gefaßt:

„Ich bedaure, daß Sie unsern vielgeliebten Gast nicht zu Hause treffen. Dürfte ich aber Ihre Aufträge übernehmen —“

„Sie erdrücken uns mit Ihrer Huld“, gab Herr von Labarre mit französischer Courtoisie zur Antwort, „dennoch bleibt uns nichts übrig, als die Rückkehr des Herrn von Ancier abzuwarten.“

„Ei, meine Herren“, erwiderte der General, die gesteigerte Neugier mit dem Schein der Unbefangenheit überkleidend, „dann dürften Sie lange warten. Der Cavalier kann eben so gut erst in drei, vier oder acht Tagen wiederkommen.“

„Das wundert uns sehr“, sprach Herr von Coucy, einen Blick nach seinem Nachbar werfend. „Es wird Ihnen vielleicht nicht bekannt sein, daß Herr von Ancier heute sein Testament machen wollte.“

„Sein Testament? So, so! Ganz richtig!“

sagte der General im sichersten Tone, mit sanfter, geschmeidiger Hand seinen Kater streichelnd, während die Aeußerung ihn wie ein Blitz durchfuhr. „Sie sind wohl die gebetenen Zeugen?“

Die Herren bejahten es. Vitelleschi fuhr fort:

„Es scheint, daß eine wichtige Sache Herrn von Ancier abgehalten hat, da Alles zur feierlichen Handlung vorbereitet war.“

Er klingelte. Pater Cabarro, der seine Retorte im Stich gelassen hatte, um im Corridor die Entwickelung der Scene abzuwarten, trat rasch ein.

„Hier sind die Herren“, redete ihn der General an, „die Herr von Ancier auf heute als Zeugen eingeladen. Sie müssen doch wissen, wie es kommt, daß man den Herren nicht pflichtschuldigst absagen ließ, denn es ist undenkbar, daß Herr von Ancier diesen Verstoß gegen die Höflichkeit und gute Sitte begangen hätte!“

Der Angeredete faßte die in der Frage unterlegte Antwort mit geübter Schlauheit auf und erwiderte:

„Herr von Ancier gab den Befehl, falls er heute um vier Uhr Nachmittags nicht zurückgekehrt sein sollte, ihn entschuldigen zu lassen. Vier Uhr ist es noch nicht, er kann noch kommen...“

„Dann ist Alles in Ordnung", sprach Vitelleschi und winkte Cabarro abzugehen.

Die Herren waren gleichfalls zufriedengestellt. Herr von Coucy sagte:

„Er hat uns allerdings keine bestimmte Stunde angegeben. Unter den Umständen sind wir gern bereit, ihn noch zu erwarten."

„Sehr freundlich", rief der General und ließ den Gästen Sorbetti und eingemachte Früchte auftragen.

„Sie sind gewiß alte Bekannte von Herrn von Ancier?" hob der General an.

Die Gäste, von soviel Aufmerksamkeit entzückt und ohne Ahnung, daß sie über den dunklen Ausgang des Herrn von Ancier ausspionirt werden sollten, räusperten sich und Herr Labarre sagte:

„Dessen kann ich mich für meinen Theil nicht rühmen."

Er sah Herrn von Coucy an, welcher gleichzeitig antwortete:

„Ich gleichfalls nicht. Es wird uns Einem wie dem Andern gehen. Wir sind Herrn von Ancier vor Jahren in Paris begegnet, zumal in den Appartements der Königin Maria von Medicis. Im Leben sind wir uns nie näher gerückt."

„Jedenfalls muß der Eindruck, den Sie auf Herrn von Ancier hervorgebracht haben, nicht so schwach gewesen sein, da er sich bei einer so wichtigen Handlung Ihrer erinnert“, meinte Vitelleschi.

„Gewiß war ich hocherfreut“, sprach Herr von Coucy, „als er mich Dienstag mit seinem Besuche überraschte. Ich habe ihn seit zehn Jahren nicht gesehn, ich erkannte ihn gleich, aber er ist recht alt geworden.“

„Seine Nerven sind leidend“, sagte der General, „eigentlich zerrüttet.“

„Das fand ich auch“, fiel Herr von Labarre ein. „Er schien mir so unruhig, so unstät, so aufgeregt, von Beängstigungen geplagt. Als er eintrat — es wird gegen zwei Uhr gewesen sein — war er ganz außer Athem und sagte, indem er sich auf einen Stuhl warf, daß er sehr geeilt habe. Ich wohne auf der kleinen Piazza des Pasquino, freilich etwas fern von hier. Im Laufe des Gesprächs gestand er plötzlich die Ursache seiner Athemlosigkeit. Er sagte, es sei ihm unterwegs gewesen, wie wenn ihm zwei fremde Männer gefolgt wären, die ihn nicht aus den Augen ließen. Ich hielt es für Einbildung, denn wer sollte ihm in böser Absicht bei hellem, lichten Tage nachgehen? So gefährlich ist

es nun doch in Rom nicht. Er beruhigte sich, erhob sich aber nach kurzem Aufenthalt und sagte, daß er zuerst Willens gewesen wäre, mich für morgen, Mittwoch, zu sich zu bitten, daß er aber nach reiflicher Ueberlegung die Abfassung des Testaments auf nächsten Montag verlegt habe, da er, was ein Legat anbelange, nicht mit sich ins Reine kommen könne. Endlich sagte er, daß er noch Herrn von Coucy einzuladen habe und bald zu Hause sein möchte."

„Etwas ganz Aehnliches passirte bei mir", ergriff Herr von Labarre das Wort. „Kaum hatte er mir seine Bitte, die ich freudig erfülle, vorgetragen, als er an's Fenster trat und auf die Gasse blickte, wie wenn er dort Jemanden suche. Da es sich mehrmals wiederholte, fragte ich, ob er Jemanden erwarte. „Niemand", gab er zur Antwort. „Ich bin nur so aufgeregt. Es ist, als ob ich Gespenster sähe." Kurz darauf entfernte er sich und sagte mir, daß er nach Haus eile."

Während dieser Unterhaltung war die für Herrn von Anciers Ankunft fingirte Frist längst verstrichen. Die beiden Edelleute entfernten sich sehr zufrieden und durch solche Aufnahme sehr geschmeichelt, indem sie versicherten, daß sie jederzeit Herrn von Ancier zu Gebote stehen würden, wenn er ihrer Zeugenschaft bedürfe.

Diese Aussagen warfen eigentlich nur einen sehr schwachen Schimmer auf das dunkle Schicksal des Verschwundenen. Sie zeigten, daß es keine Einbildung war, wenn er sich von unheimlichen Männern beobachtet und verfolgt sah und bestätigten unwiderleglich, wie aufrichtig er es mit dem Testament und den Vätern der Gesellschaft Jesu gemeint. Auf dem Wege zu den beiden Herren waren ihm offenbar Scrupel gekommen, ob das Attentat mit den Aepfeln wirklich von seinem Neffen ausgegangen sei und er hatte deshalb, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, die Abfassung des Testaments abermals um ein paar Tage hinausgeschoben. So viel stand ferner fest, daß kein Zufall seine Rückkehr verhindert habe und daß das Räthsel, das aufzulösen war, in die Zeit zwischen dem Besuche bei Herrn von Coucy und der Wagenscene vor der Holzhütte fiel. Aufgeklärt war nichts, aber der moralischen Ueberzeugung von einer stattgehabten Katastrophe durch fremde Hände konnte man sich nicht mehr erwehren.

Aber die Aufregungen dieses Tages sollten noch nicht enden. Gegen Abend kam ein Brief an Herrn von Ancier an. Als ihn Cabarro dem Ordensgeneral überbrachte, trug dieser kein Bedenken, ihn zu öffnen.

Er war von Castellamare datirt, ein Brief des

Villiers Gauthiot an seinen Onkel. Er klang wie lauter Ironie:

„Theuerster Onkel!

In noch nicht bestimmter, aber doch sehr naher Zeit werde ich eine militärische Mission nach Rom erhalten. Ihr könnt Euch denken, wie mein Herz sich freut, bei dieser Gelegenheit einige Tage mit Euch zu verbringen. Ich hoffe, Euch so heiter und so gesund wieder zu finden, wie ich Euch das letzte Mal sah. Ihr habt für die Ruhe Eurer alten Tage doch keinen bessern Hafen finden können, als das Kloster der hochwürdigen Brüder, wo, wie ich mit meinen eigenen Augen sah, eine so liebevolle Sorgfalt und eine so edle Aufopferung über Euch wacht. Möge es der Himmel den guten Vätern lohnen, was sie an Euch thun, denn so ein Christenwerk läßt sich nicht mit irdischen Schätzen aufwiegen. Beeilt Euch, mir früher zu antworten, als Ihr es sonst zu thun pflegt, damit ich Euren Brief noch vor meiner Abreise erhalte; ich will ihn als ein Pfand betrachten, daß Euch mein Besuch im Kloster willkommen ist.

Juana grüßt und der Knabe küßt die Hände!

Villiers Gauthiot.“

Nach der Lesung dieses Briefes war den beiden Jesuiten zu Muthe, als wenn sie ein hämischer Dämon angegrins't hätte.

„Ist noch ein Zweifel“, rief Cabarro, „daß dieser Mensch der Mörder seines Onkels und der Räuber seiner Erbschaft ist! Er ist es, er ist es! Aber welche Tollkühnheit, uns anzuzeigen, daß er die Million sich zu holen kommt, während seine Hand noch vom vergossenen Blute raucht!“

„Wir bleiben doch die Betrogenen!“ gab der Ordensgeneral zur Antwort. „Wenn es uns gelänge, ihn unter das Beil des Scharfrichters zu bringen, nun, dann erbt sein Kind oder die Seitenverwandtschaft, nicht wir. Es gelingt uns aber nicht. Mit diesem Menschen werden wir nicht so leicht fertig. In diesem Briefe sagt er uns, daß er unschuldig ist, oder, was eben so viel heißt, daß sich seine Schuld nicht beweisen läßt. Castellamare ist einige Tagereisen weit, der Brief ist vom 16., dem Tag des Mordes, datirt, da haben wir“ — er hob den Brief empor — „sein Alibi!“

Elftes Kapitel.

Der Müller von Montferrand.

Eine Woche war seit dem Verschwinden des Herrn von Ancier dahingegangen. Seit dem Besuch der beiden von ihm erbetenen Testamentszeugen war von keiner Seite mehr eine Nachricht eingelaufen, die zur Entschleierung des geheimnißvollen Vorfalls etwas beigetragen hätte. Auch beim Barghello war inzwischen nichts zur Anzeige gekommen. Dort plagte man sich noch immer mit der Aufsuchung der Spuren des verloren gegangenen Franzosen aus dem Vico di San Angelo, dessen übrig gebliebenen Anzug man zu besitzen vermeinte, während er unzweifelhaft Herrn von Ancier gehört hatte. Die Sbirren ernteten für ihre Anstrengungen kein Resultat, entweder weil die zu Grunde liegende That so geheimnißvoll begangen worden war, oder die vermeintlichen Kleidungsstücke die Untersu-

chung auf den Irrweg falscher Verdachtsspuren geleitet hatten.

So hatte denn die Welt nicht erfahren, daß Herr von Ancier aus ihr geschieden war, sein Dasein wurde von Niemandem als den zwei Jesuiten und dem Ordensgeneral vermißt.

Es versteht sich von selbst, daß die Beiden, seitdem sie den Plan gefaßt hatten, demnächst mit einem falschen Herrn von Ancier zu operiren, Alles thaten, um seine Abwesenheit von jetzt an als eine natürliche darzustellen. Am Refektoriumstisch ließ Cabarro die Worte fallen: „Hat mir doch der alte Herr durch sein Ausbleiben über Nacht Sorge bereitet! Aber so ist er! Plötzlich fällt es ihm ein eine kleine Reise zu machen und ohne irgend Jemandem etwas zu sagen — fort ist er.“ „Nun, ich will ihm schon den Text lesen,“ hatte Vitelleschi vom andern Tischende herüber geantwortet. Gleich darauf ermahnte er einen dienenden Bruder ja Herrn von Anciers Zimmer fleißig zu lüften und es in gutem Stand zu halten, da dieser jeden Tag wieder da sein könne.

Damit war Alles gut, Niemand im Kloster fiel es ein sich über die Abweseneit des Herrn von Anciers besondere Gedanken zu machen, keine Menschenseele

suchte oder vermißte ihn. — Wie aber wenn plötzlich der Neffe Villiers ankäme und seinen Onkel besuchen wollte? Auf die Eventualität war man so wenig gefaßt, daß man über das dabei zu beobachtende Verhalten noch nicht im Reinen war. Würde man auch dem Neffen einreden können, daß der Onkel verreist sei? Wie ferner, wenn er gerade zur Zeit ankäme, wo der falsche Herr von Ancier anwesend wäre? Dann müßte man vielleicht den ganzen weitern Plan aufgeben. Diese Besorgnisse waren um so begründeter, als man die Geistesgaben des Neffen keineswegs gering anschlug und wohl wußte, daß er, obwohl ohne Vermögen, an wichtigen Connexionen einen starken Haltpunkt habe. So lang man noch glaubte, daß er Schuld am Tode des Onkels sei, meinte man diesem fester entgegentreten zu können, aber diese Ansicht verlor immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Die Spione des Jesuitengenerals sandten ihre geheimen Berichte über das Verhalten Villiers' in Castellamare während der gleichzeitig in Rom spielenden Katastrophe ein. Diese Berichte lauteten wie eine förmliche Ehrenrettung des vom schwersten Verdacht Belasteten. Am Tage, an welchem der Onkel verschwunden war, hatte der Neffe den ganzen Vormittag hindurch seine Soldaten einexercirt, Abends

hatte er an einem Festmahl des Officierscorps theilgenommen und am folgenden Morgen sich auf königlichen Befehl nach Neapel begeben. Nichts hatte Unruhe an ihm verrathen, sein Wesen war offen und gemessen zugleich, wie immer geblieben.

Cabarro, dem der Ordensgeneral diese Notizen mittheilte, wurde darüber ganz trostlos.

„Da tappen wir im Finstern," sagte der Ordensgeneral niedergeschlagen. „Bis zur Stunde können wir dem Villiers nichts anhaben, ihm nichts beweisen. Ich bleibe dabei und halte ihn für einen Menschen, bei dem man sich einer solchen That versehen kann, es ist aber sehr zweifelhaft, ob er der vorliegenden schuldig ist. Hat am Ende ein höllischer Zufall zu seinen Gunsten operirt — operiren wollen? Der Onkel ist todt, sein Ende constatirt, ebenso der Raub, den man an ihm begangen — haben nicht etwa die kostbaren Ringe, die goldene Kette, die er anlegte, um den Besuch zu machen, ein paar elende Strolche zur That verleitet? Es ist nicht unmöglich. Beinahe täglich hören wir von Mord und Todtschlägen in und um Rom! Beinahe jeden Tag fischt man einen Leichnam in der Tiber!" . . . .

. . . .

Indeß eilte Pater Ortiz rastlos vorwärts, rastlos

wie ein Courier, der einem Fürsten eine wichtige Depesche zu bringen hat. Er führte Herrn von Ancier zurückgelassene Kleider, Hut und Mantel mit sich.

Im alten Bisontium angekommen vertauschte Ortiz, wie die Gesetze des Ordens es für vorkommende Fälle gestatteten, sein Jesuitengewand mit bürgerlicher Kleidung und flog nach Montferrand, wo der Pächter wohnte, der seinem Gutsherrn so ähnlich sehn sollte. Ortiz erstaunte, als er ihn traf. Die Aehnlichkeit war wirklich außerordentlich. Es war ein seltsames Naturspiel, das den Pächter seinem Herrn so gleich gemacht. In gleichen Kleidern hätte sie wohl Jeder für Brüder halten müssen. Vielleicht waren sie es auch — von Seite des Vaters nämlich.

Pater Ortiz begann damit, daß er Denis Everard allein sprechen müsse und nahm ihm den Schwur ab, Niemandem, auch seiner Frau, nichts von dem mitzutheilen, was er ihm sagen werde. Die Beiden gaben sich ein Rendezvous in einem nahe gelegenen wenig besuchten Wirthshause.

Als sich die Zwei dort trafen, begann Ortiz zu erzählen, daß Herr von Ancier in Rom krank darniederliege und sein Testament zu machen wünsche. Er habe wichtige Dinge seinem Pächter mitzutheilen und habe statt an ihn

zu schreiben einen Boten gesendet, da er vorausgesehn, daß Denis nicht so leicht durch ein Blatt Papier zu überreden sein werde. Uebrigens gedenke er diesen für die Mühsal der Reise und den Zeitverlust reichlichst zu entschädigen.

Denis wunderte sich über diese Eröffnungen; nie hatte sein Gutsherr ihm ein besonderes Vertrauen geschenkt; dafür reizte ihn das Geheimniß nun um so mehr. Wie, wenn Herr von Ancier vor seiner Reise einen Schatz in seinen Feldern vergraben hätte? Wie, wenn er ihn in ein Familiengeheimniß einweihte, daß ihn mit einem Male zum reichen Mann machte?

Denis zauderte nicht lange. Nachdem er sich schriftlich eine namhafte Entschädigung hatte zusichern lassen, vertraute er sich dem Pater Ortiz rücksichtslos an. Dieser erlaubte ihm nicht einmal nach Hause zurückzukehren oder etwas außer dem, was er bei sich trug, mitzunehmen. Für alles erbot sich Ortiz selbst sorgen zu wollen und ließ ihn die mitgebrachten Kleider anziehen.

Ein Wagen mit vier Postpferden stand für die Beiden in Besançon bereit und ungesäumt ging die Reise über Genf, Chambery, Grenoble nach Marseille. Der Müller meinte der Anstrengung erliegen zu müssen und es bedurfte alles Zuredens und der steten Vorspiegelung reichlichen

Gewinns, damit er nicht in gänzlichen Unmuth verfalle. Zehnmal des Tags erkundigte er sich, ob denn sein Begleiter durchaus nicht wisse, was ihm Herr von Ancier mitzutheilen habe und warum er dies nicht einem Briefe anvertraut? Ortiz tröstete ihn, daß er mit jeder Minute sich der Lösung dieses Räthsels nähere, daß die Eröffnung gewiß eine ihm höchst erfreuliche sein werde. Er warf ihm dann wieder seinen Kleinmuth, seine Klagen vor. „Seht mich an," sagte Ortiz. „Mich treibt nur der Wunsch, die Bitte eines Todtkranken zu erfüllen, habt Ihr mich je über die Beschwerden und Fährnisse jammern gehört?"

Das Schiff war dem Müller ein neuer Gegenstand des Schrecks und der Klage. Indeß trat Pater Ortiz, der nun einmal den Mann in seiner Gewalt hatte, bald entschiedener auf. Drei Tage später waren die Reisenden in Civita vecchia, wo Ortiz nur ein Wort zu einem Individuum, das ihn am Ufer erwartete, zu sprechen hatte, damit ein Wagen erscheine, der nun die Reisenden rasch nach Rom brachte. In Monterone und auf jeder Station standen frische Pferde in Bereitschaft.

Es war Nacht, als der Wagen durch die Porta Cavalleggieri einfuhr. Der Mond beleuchtete die mächtigen Trümmer der Vorzeit, — das verwitternde

Gebein der Marmorleiche Roma, die weite Stadt von Palästen und Kirchen. Das Erste, was dem Blicke des Reisenden entgegentritt, der von dieser Seite ankommt, ist der Dom von St. Peter. Alle Mühsal und Beschwerde der Fahrt ist vergessen, wenn das Auge die Piazza di San Pietro, das Castell St. Angelo und die Brücke gleiches Namens erblickt, die hier den Fluß überspringt. Selbst Ortiz schlug das Herz, als er dies Alles wiedersah, Denis Everard aber lag schlaftrunken in der Wagenecke. Erst die Faust seines Begleiters rüttelte ihn empor.

„Auf, Langschläfer,“ rief dieser. „Wir kommen an!“

„Endlich!“ sagte der Müller, sich den Schlaf aus den Augen reibend, und sein zweites Wort war: „Herr von Ancier wird doch noch am Leben sein?“

„Wir wollen es hoffen!“ sagte Ortiz. „Wir wollen es hoffen!“

Der Wagen war auf der anderen Seite der Tiber angelangt und näherte sich durch ein Gewirr von Gassen dem Herzen der Stadt. „Wirklich,“ rief Denis, „ich bin gar zu neugierig, zu hören, was der gute Herr mir zu sagen hat.“

Der Wagen hielt, man war vor dem Collegium der Jesuiten. Ortiz zog die Klingel, deren Griff in

Kreuzesgestalt vom Drahte herabhing und dachte: „Wenn nur nicht mittlerweile der Neffe erschienen ist!“

Der Pförtner kam, die Reisenden wurden eingelassen; man wies den Müller in ein öde aussehendes Sprechzimmer, wo er allein eine Weile warten mußte.

Endlich erschien ein Pater, eilte auf Everard zu und drückte ihm herzlich die Hände. Dieser, der zu seiner Freude merkte, daß der Pater Französisch spreche, fragte sogleich, wie es Herrn Gauthiot d'Ancier gehe.

„Herrn Gauthiot d'Ancier?“ erwiderte der Geistliche, der kein Anderer als Cabarro war, „der ist vor drei Tagen gestorben! In der Nacht des 26. Oktober. Ihr kommt um drei Tage zu spät. Es ist ein Verlust für uns und auch für Euch, lieber Everard. Es war die Absicht des trefflichen Herrn, Euch die Mühle von Montferrand, in der Ihr wohnt, uns, oder eigentlich den hochwürdigen Vätern zu Besançon sein übriges Vermögen zu vermachen. Er ist ohne Testament gestorben, — somit geht Alles an Seitenverwandte über — das werden lachende Erben sein!“

„Schrecklich! schrecklich!“ rief der Müller. „So habe ich denn auf dieser Reise vergeblich tausend Strapazen ertragen und tausend Gefahren bestanden — —

Und Sie sagen, daß mir die Mühle zugedacht war—"

„Ja gewiß, die Mühle von Montferrand. Es ist gar nicht zu sagen, wie der Herr fortwährend nach Euch verlangte."

„Aber Teufel!" sagte der Bauer, „konnte er denn nicht auch ohne mein Dabeisein seine gütigen Absichten erfüllen —"

„Er verschob das Testament von Tag zu Tag — da war er plötzlich hin, wie wenn man ein Licht ausbläs't," sagte Cabarro.

„Unbegreiflich und schrecklich zugleich!" rief der Müller. „Im Leben zeigte er mir selten ein gutes Gesicht —"

„Er muß Euch doch im Herzen recht gewogen gewesen sein," sagte Cabarro lächelnd. „Doch heute nicht mehr davon, geht schlafen, guter Mann, schlaft aus. Die rasche Fahrt muß Euch ermüdet haben."

„Mir ist," sagte Everard verdrießlich, „als hätte ich einen Tag unter den Dreschflegeln meiner Knechte gelegen — und doch spüre ich meine Müdigkeit erst recht, seitdem mir diese Nachricht in die Kniee gefahren. — Also ist Alles umsonst!"

Pater Cabarro lächelte, ergriff ein Licht und brachte

den Pächter in ein recht wohnliches Zimmer, wo er ein Abendessen fand nebst allen sonstigen Bequemlichkeiten, die ein Reisender fordert. Ortiz kam nicht mehr zum Vorschein.

Auf sein Lager hingestreckt, versank Denis Everard in den trübsten Mißmuth. Die Eröffnung des Jesuiten, welches Glückes er theilhaft hätte werden können, wenn er noch mehr geeilt hätte, oder wenn seinem Gutsherrn ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre, warf ihn völlig nieder. Die dem Bauerncharakter eigenthümliche Habsucht, der nackte Egoismus der ursprünglichen, durch kein Bildungselement bewältigten und gesänftigten Menschennatur, trat grell und in abschreckender Häßlichkeit hervor. „Lieber," dachte er, „hätte ich von dem Glücke, das mir bestimmt gewesen, nie Etwas erfahren wollen, als nun mein Glück sammt dem Verluste zu sehen! Hat Herr von Ancier so lange sein sieches Leben hingeführt, warum konnte ihn der liebe Gott nicht noch drei Tage leben lassen?"

Und nun begann eine zweite Frage ihn zu plagen. Warum vermachte ihm Herr von Ancier die Mühle? Nur eine Lösung dieses Räthsels fiel ihm ein, aber eine, die für ihn keineswegs erfreulich war. Herr von Ancier war ein verliebter Herr gewesen und hatte den

Weibern gut gefallen. Madame Everard war ein nettes, dralles Weibchen gewesen und hatte nicht selten im Schlosse zu thun gehabt. Wenn Denis Everard nur Pflegevater wäre, wo er Vater zu sein glaubte! . . .

Erst gegen Morgen schlief der sorgenvolle Gatte ein. Noch als er erwachte, lastete tiefe Melancholie auf seinem Herzen. Da, im Laufe des Vormittags, trat Pater Cabarro bei ihm ein und fragte, wie er geschlafen habe?

„Elend," sagte der Bauer. „Ihre Betten sind nicht Schuld daran, wohl aber Ihre Mittheilung. Verdammtes Zuspät!"

„Lieber Everard," sagte der Priester, „mir ist über Nacht eine Idee gekommen, eine ziemlich seltsame Idee! Setzt Euch hierher in den Stuhl und hört mir ruhig zu, daß ich sie Euch entwickle. Es war die Absicht des Herrn Gauthiot d'Ancier, sein Testament zu machen und Euch die Mühle von Montferrand, uns sein ganzes weiteres Vermögen zu hinterlassen. Ihr werdet mir zugeben, daß er frei mit seinem Eigenthume schalten und walten durfte, auch, daß diese Güter alle als uns bereits vor Gott geschenkt zu betrachten sind. Es fehlt nichts als das Blatt Papier, — das Testament, zum größten Glück ein Fehler, der leicht gut zu machen wäre. Ich

habe mit Erstaunen und mit Freuden bemerkt, daß Ihr, guter Everard, dem nunmehr in Gott ruhenden Herrn sehr ähnlich seht, auch Eure Stimme hat mit der seinigen große Aehnlichkeit; endlich sprecht Ihr, was hier wichtig ist, Französisch. Ihr könntet ihn auf seinem Sterbebette täuschend darstellen und in Gegenwart von Zeugen, die er selbst citirt hat, ein Testament diktiren, das den Absichten, die er für Euch und für uns hegte, völlig entspräche. Damit wäre nur ein gutes Werk gethan: die Absicht erfüllt, an der ihn ein unvorhergesehener Tod verhinderte. Ihr würdet vor allem Anderen nicht vergessen, Euch die Mühle von Montferrand zu vermachen —"

Denis kratzte sich hinter den Ohren und ein Schimmer inneren Wohlbehagens verbreitete sich über sein ganzes Gesicht.

„Teufel!" sagte er. „Ihr seid kluge Leute. Ihr versteht es! So etwas wäre mir dummen Bauer nun nie und nimmer eingefallen! Aber ich muß sagen, Euer Plan ist gut! Es ist mir schon oft gesagt worden, daß ich dem verstorbenen Herrn ähnlich sehe und ich glaube in der That, daß es mir gelingen würde, ihn vorzustellen."

„Wird es nicht mit der Sprache Schwierigkeiten

haben?" meinte Cabarro. „Würdet Ihr die Art und den Ton treffen, in welchem ein Cavalier, ein Mann von Stande sein Testament diktirt? Bedenkt, daß ein Satzfehler, ein einziger, den Zeugen, die dabei sein werden, die Augen öffnen könnte. Dann wäre Euch die Mühle verloren und uns ein schrecklicher Scandal bereitet."

„Sagt es mir nur vor," meinte der Müller, „was ich dem Schreiber zu diktiren habe. Ich will es Wort für Wort behalten, will es einlernen wie ein Staarmatz. So viel Grütze hat doch unser Einer im Kopfe, daß er eine Lektion wortgetreu hersagen kann."

„Probirt einmal," sagte Cabarro, „ob Ihr z. B. mit gehörigem Ausdruck sagen könnt: Im Angesichte der Ewigkeit, in welche ich hinüberzugehen bereit bin, habe ich, Franz Anton Gauthiot, Herr zu Ancier, Vestre und Montferrand, zum Heil meiner Seele beschlossen, über mein Vermögen folgende Verfügungen zu treffen ...."

Der Müller wiederholte den Satz Wort für Wort.

„Es wird gehen!" rief Cabarro, „nur etwas hinfälliger, mit mehr leidender Stimme ...."

Dieser erste Versuch stellte ein gutes Resultat in Aussicht und Denis Everard wurde gleich zum Studium

seiner Rolle aufgefordert. Cabarro übernahm die Mise-en-scéne der Komödie, die schon nach den ersten Proben den herrlichsten Erfolg versprach. Bald stand Nichts mehr im Wege, die Testamentszeugen rufen zu lassen. Die Wahl derselben wäre nicht leicht gewesen, wenn Herr von Ancier auf seinem letzten Gange nicht seltsamer Weise selbst dafür gesorgt hätte.

Herr von Coucy und Herr von Labarre stellten sich, als die Einladung an sie erging, freundlichst zur Verfügung.

Zwölftes Kapitel.

Eine düstere Komödie.

Alles war zur düstern Komödie vorbereitet. Durch das ganze Kloster ging das Gerücht, daß Herr von Ancier, der vor ein paar Tagen in anscheinender Gesundheit von der Reise gekommen, plötzlich erkrankt und dem Tode nahe sei. Man glaubte es aber auch. Die drei ins Geheimniß Eingeweihten hatten mit der Aehnlichkeit des Pächters geschickt operirt. Sie hatten ihn den übrigen Klosterbewohnern vorher so zu zeigen verstanden, daß alle, die ihn gesehen, auf seine Identität geschworen hätten.

Die Glocke hatte neun geschlagen, es war die zur Komödie angesetzte Stunde. Denis Everard lag im Bette, blaß geschminkt, mit schwärzlichen Ringen um die Augen, den Kopf verbunden. Die Bettvorhänge waren mäßig aufgezogen, eine Lampe brannte ziemlich

fern auf dem Kamine. Die frommen Väter hatten an Alles gedacht, was zur Staffage eines Krankenbettes gehört. Volle und halbgeleerte Arzneigläser, Tassen und Eßlöffel, dort eine vergessene Klystierspritze, unter dem Bette das Uringlas — alles war da und über all dieses Geräth und über den Kranken im Bette warf die Lampe, deren Docht mit Salz getränkt worden war, einen flackernden, gespenstigen Schein.

Nebst dem Notar, befanden sich nur Cabarro und Ortiz im Zimmer. Man erwartete nur die Zeugen. Plötzlich wurden sie gemeldet.

Cabarro eilte ihnen ins Vorzimmer entgegen.

„Meine Herren,“ sprach er. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, so pünktlich zu erscheinen. Dennoch weiß ich kaum, ob es gerathen ist, den Akt vorzunehmen. Ich, als Arzt, finde den augenblicklichen Zustand des Patienten äußerst bedenklich. Obwohl Herr von Ancier bei vollster, klarster Besinnung ist, so fürchte ich doch, daß die Anstrengung ein Testament zu diktiren zur Erschöpfung seiner Kräfte beitragen könnte. Obwohl sein Zustand gänzlich hoffnungslos ist, muß doch Jeder, dem der gute Herr lieb ist, vor einer solchen Verantwortung zurückschrecken .... Auf der andern Seite ist es wieder bedenklich, dem Willen des Kran-

ken entgegenzutreten. Herr von Ancier besteht darauf, so daß wir durch den Verdruß, den wir erzeugten, dieselbe Gefahr herbeiziehen würden. Meine Meinung ist deßhalb die, daß wir eintreten und ihn von dem Entschlusse abzubringen versuchen. Geht es nicht, nun dann Gott befohlen!"

Cabarro wandte sich nun an einen unfern stehenden Frater und befahl ihm, das Krankenzimmer frisch zu räuchern und den Flügel eines Fensters zu öffnen, damit die Luft rein erhalten werde.

Als die beiden Zeugen dies hörten, sahen sie sich mit besorgten Mienen an. Diese Räucherung pflegte man bei der Pest anzuwenden, vor welcher damals eben in Italien eine abergläubische Angst herrschte. Dieses Uebel war mehrere Male mit furchtbarer Heftigkeit aufgetreten und der Schrecken jener Epoche.

Cabarro bemerkte die Wirkung seiner Anordnung und sagte liebenswürdig:

„Meine Herren, ist's gefällig?"

Verlegen drehten sich die Zeugen hin und her. Herr von Coucy gab seiner Besorgniß zuerst Worte:

„Es wird doch keine ansteckende Krankheit sein?"

„Keineswegs," sagte Cabarro mit fester Stimme,

„wenigstens ist bis zum jetzigen Stadium mit apodiktischer Gewißheit zu behaupten, daß keine Gefahr der Mittheilung da ist. Ich bitte einzutreten —"

Die Thür ging auf und halb gegen ihren Willen wurden die tiefgeängstigten Zeugen hineingeschoben.

Denis Everard, der mit dem Gesicht gegen die Wand hin lag, weil, wie er sagte, das Licht ihn blendete, richtete sich beim Eintreten der Gäste ein wenig aus seinen Kissen empor, reichte seinen Landsleuten die Hand und richtete an sie ein paar leise geflüsterte Worte, die sie theilnehmend erwiderten. Er sagte, daß er dem Himmel danke, der ihm noch die Kraft geschenkt in letzter Stunde über sein Vermögen frei zu verfügen und ihm Landsleute finden ließ, die ihn dabei unterstützen.

Der Notar nahm an einem hart ans Bette gerückten Tisch Platz, wo er nach Papier und Feder griff, die beiden Franzosen hatten sich nach der Begrüßung scheu auf den Fußspitzen bis an die Fenster zurückgezogen.

Cabarro's Absicht, die Beobachtung der Zeugen zu schwächen, war erreicht.

Die Rechtshandlung ging vor sich.

Nach der gewohnten Einleitung widerrief der falsche Herr von Ancier jedes Testament, das er früher gemacht haben könne und jedes andere, das er später

machen könne und das nicht mit der Formel Ave Maria, gratia plena beginne. Er wähle seine Ruhestätte in der Kirche der hochwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu, indem er es dem Herrn Ordensgeneral Mutio Vitelleschi überlasse, wohin er zu betten sei. Er vermache als Legat jeder der religiösen Körperschaften von Besançon eine Summe von hundert Livres, ebenso vermache er seinem Neffen Gauthiot Villiers die Summe von zweihundert Livres und ein Portrait.

Die beiden Zeugen am Fenster wunderten sich über die Geringfügigkeit dieser Legate, ohne jedoch etwas zu bemerken. Ihnen lag nichts am Herzen, als daß diese Rechtshandlung bald zu Ende gehn möge.

„Item," fuhr der falsche Herr von Ancier fort, „vermache ich dem Denis Everard, meinem Pächter zu Montferrand die Mühle von Montferrand, sammt allen zu ihr gehörigen Liegenschaften —"

Bei diesen letzten Worten schien Pater Cabarro, der unter Zeichen größter Theilnahme am Bette Platz genommen, sehr erstaunt, denn von Liegenschaften war in der Rolle, die man dem Pächter einstudiert hatte und die er jetzt sclavisch wiederholen sollte, keine Rede gewesen.

„Ich mache Herrn von Ancier," begann er,

„darauf aufmerksam, daß diese Liegenschaften sehr bedeutend sind, da sie nicht nur das Mühlengebäude, sondern auch, wie ich höre, eine bedeutende Waldung, Wiesen und hundert Joch Acker in sich begreifen.“

„Eher noch mehr,“ sagte der Mann im Bette, „aber lassen Sie mir meinen Willen. Ich bin dem Pächter Everard zu großer Dankbarkeit verpflichtet.“

„Item,“ fuhr er fort, „hinterlasse ich demselben Denis Everard, Pächter zu Montferrand meinen Weinberg bei Maçon —“

Diese Aeußerung brachte auch Ortiz, der bisher ruhig dagesessen, in Bewegung.

„Aber verehrter Herr,“ sagte er, „sind Sie auch ganz recht bei sich? Ihre Handlungen flößen mir die größte Besorgniß ein! Sie haben den Pächter Everard schon durch die Mühle zum wohlhabenden Mann gemacht —“

Der Kranke richtete sich auf und fragte, ohne den frommen Vater, seinen ehemaligen Reisegefährten auch nur eines Blicks zu würdigen: „Herr Notar, haben Sie geschrieben was ich diktirt habe?“

Der Notar holte es nach.

„Item,“ fuhr der falsche Herr von Ancier fort, „schenke und hintermache ich dem genannten Denis

Everard die Summe von zehntausend Livres, die er sich selbst unter meinen bestangelegten Hypothekengeldern zu wählen hat, sowie ich ihm Alles erlasse, was er mir annoch an Pachtzins schuldig sein dürfte."

Die beiden Väter, vor Zorn halb außer sich gerathend, sprangen gleichzeitig empor und wollten heftige Einsprache thun. Der Kranke schnitt ihnen das Wort ab: „Wenn Sie was dagegen haben," sagte er, „vermache ich ihm das Doppelte!"

„Item," sprach er weiter, dem Notar mit ausgestrecktem Finger diktirend, „vermache ich dem Kinde der Nichte des Pächters Everard die Summe von fünftausend Livres, da ich einigen Grund zur Vermuthung habe, daß dies Kind zu meiner Familie gehören dürfte."

Die Väter blieben in stummer Wuth sitzen; der Zornausbruch, der sich Luft machen wollte, erstarb auf ihren Lippen, der fürchterlichen Consequenz gegenüber, mit welcher der Bauer jede ihrer Bemerkungen mit einer neuen Schenkung beantwortete. Nun erst erklärte der Todtkranke, daß er über Alles, was ihm noch bleibe, die ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu im Ordenshause zu Besançon zu Erben einsetze, indem er sie beauftrage, alldort eine Kirche dem heiligen Ignatz

von Loyola zu bauen, und in besagter Kirche täglich eine Messe für das Heil seiner Seele zu lesen.

So war das Instrument aufgesetzt. Der falsche Herr von Ancier wandte sich an die beiden Cavaliere, die am Fenster standen und die Minuten zählten.

„Lieber Baron, lieber Marquis,“ sagte er mit schwacher, leidender Stimme, „sehen Sie das Testament noch genau durch, ob dem Notar nichts durch die Feder geschlüpft ist. Ich gestehe, daß ich nicht lesen kann, mir flirrt es vor den Augen. Ist der Pächter wirklich so bedacht, wie ich es wollte —“

Die beiden Herrn durchflogen das Instrument mit eiligen Blicken und bezeugten Herrn von Ancier, daß alles in Ordnung sei. Dann zeichneten sie ihre Namen unter das Aktenstück. Mit einigen wenig gefühlten Trostworten und Aeußerungen der Hoffnung, daß der Patient noch mit Hilfe Gottes genesen könne, entfernten sie sich, so eilig, als ob sie aus einem Pesthause flüchteten.

Der Herr v. Coucy wollte an sich bereits Symptome von Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, Herr v. La Barre Spuren von Magenkrampf bemerken.

Keiner von Beiden hatte die geringste Ahnung, welcher Farce er beigewohnt habe.

Dreizehntes Kapitel.

Nachspiel.

„Nun,“ fragte der Pächter, indem er im Hemde aus dem Bette sprang und Decken und Kissen von sich schleuderte, „hab' ich meine Sachen recht gemacht? Verstehe ich ein Testament zu diktiren?“

„Nur zu gut,“ erwiderte Cabarro wüthend. „Ihr habt unser Vertrauen gemißbraucht, uns bestohlen! Es ist wahr, was ich oft gehört hatte und nie glauben wollte: Keine verschmitztere Bestie als ein Bauer.“

„Natürlich nach einem Jesuiten, hochwürdiger Herr,“ versetzte Everard. „Indessen, ist Ihnen das Testament nicht recht, halten Sie sich für verkürzt, so geben Sie es nur her, ich vernichte es gleich!“

So stellte sich der Schuldige gegen die Mitschuldigen auf die Hinterfüße. Die Patres aber ließen die Sache auf sich beruhen, denn sie hatten den Löwenan-

theil um den Preis dieser Anmaßung und dieser Erpressung erworben.

„Bleibe das Testament so, wie es nun einmal ist,“ sagte Cabarro einlenkend. „Aber einen schlichten Landmann, wie Ihr seid, hätte ich für ehrlicher gehalten.“

„Nun, man lernt etwas,“ sagte der Bauer mit humoristischem Behagen, „wenn man in der Welt herumkommt und mit gelehrten Männern Umgang pflegt. Nun aber erstlich: ein tüchtiges Abendessen, eine Flasche Wein und ein Stück Braten, denn die Komödie da hat mir Hunger gemacht. Zum zweiten: ein hübsches Reisegeld, damit ich bald wieder nach Hause komme! Meine Rolle ist ausgespielt und mein Aufenthalt hier hat keinen Zweck mehr. Mein Weib in Montferrand wird glauben, daß ich ihr entlaufen bin und ihre Todesangst haben. Die will ich bald wiedersehn und ich sinne nur nach, was ich ihr Alles vorlügen soll. Wie es aber von wegen der Benachtheiligung der Erben des Herrn von Ancier später mit meinem Gewissen aussehen wird, — meine Herren, das weiß ich noch nicht. Soviel aber, meine Herren, kann ich sagen: eine so kleine Entschädigung, wie sie mir von Ihnen zugedacht war, hätte mir den Wurm im Innern nimmermehr be-

schwichtigt, sie hätte mich schließlich dazu gebracht, die ganze Geschichte bitter zu bereuen, so zwar, daß ich sie am Ende gar, um mir Ruhe zu schaffen, angezeigt hätte. Also sei es Ihnen selbst recht, daß ich mir Weingarten und Capital zugesprochen habe und wir wollen in Freundschaft scheiden. Nun aber das Reisegeld her und Adieu Rom! Ich kann sagen, daß mir der Ort gar nicht gefällt. Der Himmel mit Euch und Eurem Kloster!"

Everard schien entschlossen, noch in selber Nacht abzureisen, und die Väter waren der Ansicht, daß es nur rathsam sei, wenn er bald fortkomme. Heimlich, um die Mitternachtsstunde, that sich die Pforte des Profeßhauses auf, Everard, von Cabarro begleitet, schlüpfte hinaus. In aller Stille ward er nach Civita Vecchia geschafft, von wo er auf demselben Wege, den er genommen, nach Hause zurückkehrte, froh über seinen Gewinn, — er war plötzlich ein wohlhabender Mann geworden, — froh über die Art, wie er die frommen Väter überlistet.

Doch auf dem Wege, den die Habsucht der Jesuiten eingeschlagen hatte, um die Erbschaft festzuhalten, ließ sich nicht stillstehen. Man mußte, ob man wollte, ob nicht, durch die Macht der Thatsachen getrieben, bis auf die unterste Stufe der Profanation hinabsteigen.

Der Pächter Denis Everard, eine der Mitspielenden würdige Natur, war kaum aus dem Hause heraus, als Herrn von Ancier's Tod angekündigt wurde.

Damit der Leichnam, der ja nicht vorhanden war, geheim gehalten werden könne, mußte das Uebel, an dem Herr von Ancier geendet, einen bösartigen Charakter annehmen. Es wurde ausgesprengt, daß er einer pestartigen Ansteckung erlegen sei. Dies erstickte die Neugier, und um ja jedem fatalen Zufall zu begegnen, wurde rasch ein Sarg und eine Tragbahre geholt und der Leichnam, wie es hieß, der bösen Ausdünstung wegen, in einen entlegenen Theil des Klosters geschafft. Cabarro und Ortiz erboten sich aus Aufopferung für den Todten freiwillig, die ganze Sache zu übernehmen, und ernteten für ihr edles und unerschrockenes Werk allenthalben Bewunderung.

Die Todesart, der Herr von Ancier erlegen sein sollte, machte nun auch eine rasche Beerdigung wünschenswerth, da der im Süden schneller verwesende Körper sein Gift sonst weithin ausathmen könne. Auch diese Farce wurde glücklich ausgeführt. Der Stifter eines so bedeutenden Legats zu Gunsten der Gesellschaft Jesu mußte in der Kirche der Jesuiten selbst seinen Platz finden. Die feierliche Handlung wurde mit

vielem Pomp vollzogen. Mehrere Bekannte des Verstorbenen und selbst Leute, die nur die Landsmannschaft mit Herrn von Ancier verband, stellten sich bei der Bestattung ein und fehlten auch am andern Morgen nicht, als in derselben Kirche das Todtenamt gesungen wurde.

„Armer Mensch, der durch Mörderhand elendiglich gefallen und dessen Leiche längst auf der Tiber in's Meer geschwommen," sagte Vitelleschi in der Sakristei, indem er sein Pluviale ablegte, „nun erhältst Du noch eine Begräbnißfeier, wie Du sie Dir gewünscht. O seltsames Spiel der Umstände! Wunderliche Welt!"

Damit war die Angelegenheit, die so viel Kämpfe und Aufregungen gekostet, zu Ende geführt. Das gewünschte Testament war da und die Erben konnten es abwarten, ob und wann es Villiers Gauthiot belieben werde, nach Rom zu kommen. Wenn auch nicht Alles von den Vätern Ortiz und Cabarro geführt worden wäre, um selbst alle Insassen des Profeßhauses zu täuschen, so lag schon im unbedingten Gehorsam jedes Einzelnen gegen den mächtigen Obern die stärkste Garantie dafür, daß das, was geschehen war, auch ewig ein Geheimniß bleiben werde. Unter den Bewohnern des Profeßhauses gab es Keinen, der nicht

die strengsten Proben von geistlicher Vollkommenheit, von Ergebung in den Willen des Obern, Verläugnung des Willens und des Verstandes, tiefster Verschwiegenheit in Ordenssachen bereits abgelegt hätte. Wenn die Gesetze der Gesellschaft in Hinsicht darauf den Ausdruck gebrauchen: der Einzelne müsse sich von der göttlichen Vorsehung durch sein Oberhaupt behandeln lassen, wie ein Stab oder ein Leichnam, der nach Willkür zu wenden (obedientia coeca sit ut cadaveris et baculi), so konnte Vitelleschi ruhig sein; eher hätten Leichname geredet oder wären Stäbe aus eigenem Entschlusse aus der Ecke, in die man sie gestellt, freiwillig hervorgegangen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Besuch.

Als einige Tage über das Begräbniß des Herrn von Ancier hinweggegangen waren, wurde der Name des Cavaliers nirgends mehr genannt, als ob die Erinnerung an ihn mit begraben worden wäre. Man glaube nicht, daß dies blos darum der Fall, weil Herr von Ancier ein Greis war, der wenige Beziehungen zum Leben mehr hatte. So ist der Weltlauf und es geschieht keine Ausnahme, wenn der Jüngste und Beliebteste aus dem Leben scheidet. Die Freunde zerstreuen sich nach dem Begräbniß, die Geliebte sieht sich bald nach einem neuen Freier um; nur die alte Mutter weint noch lange, und wenn sie das erste Mal wieder ausgeht, findet man, daß ihre Stellung noch weit gebeugter ist.

Das Testament mitsammt der Todesanzeige war

sogleich nach Besançon abgegangen. Die Franchecomté oder Hochburgund, ursprünglich ein deutsches Reichslehen, gehörte damals zu Flandern, somit zu Spanien; die Gerichte machten kürzeren Prozeß als heut zu Tage. Das Tribunal von Besançon prüfte das Testament und fand Alles in Ordnung. Es setzte Niemand in Erstaunen, daß Herr von Ancier, der nie verheirathet gewesen war und dessen Denkweise man kannte, so für die Jesuiten gesorgt habe. Weniger konnte man sich seine Vorliebe für Denis Everard erklären. Dem mochte nun sein, wie da wolle. Zwei Wochen nach Ankunft des Testaments wurden durch Spruch des Gerichts sämmtliche Besitzungen und Effekten in den Besitz der Erben gegeben. Es wurden zugleich in Besançon Seelenmessen für den Hingeschiedenen gelesen.

Eines Tages im November stand Pater Cabarro in seinem Laboratorium, mit seinen gewohnten Versuchen beschäftigt, die noch immer nicht das gewünschte Resultat geben wollten, als ihm ein Fremder gemeldet wurde. Herein trat ein Militair im besten Alter, von straffer Haltung und martialischem Aussehen.

Es war Villiers Gauthiot.

Den Pater durchfuhr ein Schrecken. Es fehlte

nicht viel, er hätte das Gefäß, das er in der Hand hielt, fallen lassen.

„Es ist schon so lange her, daß ich hier war," sprach Villiers, „und unsere Begegnung war so äußerst flüchtig, daß Sie sich meiner vielleicht nicht mehr erinnern —"

„Nein, in der That," murmelte Cabarro.

„Ich bin der Neffe," begann Villiers, als der Pater ihm rasch in's Wort fiel.

„Des Herrn von Ancier, ja wohl!" rief er mit erkünstelter Wärme, Villiers die Hand drückend, „ich entsinne mich, — willkommen!"

„Endlich," sagte Villiers, „ist es mir gestattet, Rom und meinen Oheim wiederzusehen. Er hat gewiß seine Wohnung verändert, denn ich sträube mich noch zu glauben, daß die Siegel, die ich eben an der Thüre seines alten Zimmers sah, von trauriger Bedeutung sein sollten ...."

„Fassen Sie sich," gab Cabarro mit halber Stimme zur Antwort. „Fassen Sie sich! Ihr Oheim, unser geliebte Gast, hat allerdings seine Wohnung gewechselt. Er wohnt seit dem Tage Allerseelen, wo wir Alle wohnen, wenn uns der göttliche Rathschluß ruft."

„Mein Gott!" rief Villiers und blieb einen Augen-

blick sprachlos. Es war ungewiß, ob er nachdachte oder bestürzt war.

„Seit dem Tage Allerseelen!“ rief er dann. „Erst seit zwölf Tagen! Kam es so plötzlich, daß man mich nicht rufen konnte?“

„Einestheils kam es plötzlich,“ war Cabarro's Antwort, „andererseits war es durch die Zerrüttung seiner Nerven längst vorbereitet!“

„Ich habe ihm,“ sprach Villiers, „vor etwa vier Wochen geschrieben. Da war er noch am Leben —“

„Gewiß, gewiß,“ fiel Cabarro ein, obwohl es nicht der Fall gewesen.

„Konnte er denn nicht mehr schreiben?“ fragte Villiers.

„Unbedingt hätte er es damals noch gekonnt,“ antwortete Cabarro. „Er schrieb aber ungern und verschob es von Tag zu Tag. Ich entsinne mich, daß ihn Ihr Brief unendlich gefreut hat.“

„Wie war sein Ende?“ fragte Villiers dringend. „Erzählen Sie! Wo und wie ist der Arme gestorben?“

„Er starb ganz schmerzlos,“ erwiderte der Jesuit, „in demselben Zimmer, in welchem Sie ihn besucht haben, und ist seinem Range gemäß feierlich beigesetzt worden.“

„Hat er denn meiner in seiner Sterbestunde noch gedacht?" fragte Villiers bewegt.

„Oft, oft!" lautete die Antwort. „In seinem letzten Willen werden Sie ein Gedenkzeichen seiner Liebe finden."

Man wird sich dieses Legats erinnern. Es bestand aus einem Porträt und einer Geldsumme, die eben hinreichend war, das Bild elegant einrahmen zu lassen.

„Ich werde ihm ewig dankbar sein," sprach Villiers, auf dessen Gesichtszügen Cabarro, als er von der Existenz des Testaments sprach, eine Ueberraschung bemerkt haben wollte.

„Dieses Testament," fuhr Villiers zu fragen fort, „hatte er wohl schon vor Jahren abgefaßt, mit eigener Hand?"

„Keineswegs," versetzte Cabarro dreist. „Er hat es am letzten Tage seines Lebens bei vollkommenstem, klarstem Bewußtsein gemacht."

„Konnte er denn noch schreiben?" fragte Villiers.

„Wo denken Sie hin?" rief Cabarro. „Der Notar hat geschrieben, was er diktirt hat. Die Amtshandlung ging feierlich und öffentlich vor sich. Herr von Coucy und Herr von la Barre waren als Zeugen anwesend. Er hatte Beide, kurz bevor er bettlägerig geworden,

persönlich gebeten. Es war, wenn ich nicht irre, sein letzter Ausgang."

Bei diesen Worten hatte Villiers seine bisherige Haltung unbefangener Theilnahme vergebens aufrecht zu halten gesucht. Unruhig, mit weitgeöffneten Augen hörte er die Details an, wie das Testament seines Onkels zu Stande gekommen. Ohne ein Wort zu erwidern, setzte er sich auf einen Stuhl, legte die Hand über die Augen und blieb eine Zeitlang sprachlos.

Man weiß, in welchem Verdachte er bei den Jesuiten stand. Nach dieser Scene setzte Cabarro keinen Zweifel mehr in seine Schuld, denn Villiers' Schweigen war wirklich gar zu seltsam. „Nicht wahr," dachte Cabarro, „das kommt Dir unerwartet? Du hast gemeint, uns unvorbereitet zu treffen! Die Erfindung von Ausflüchten hast Du uns zugetraut nicht aber, daß wir den Onkel, den Du umbringen ließest, herbeischaffen und ein Testament, von Zeugen beglaubigt, produciren? Deine aggressive Sicherheit ist in Entmuthigung und Bestürzung übergegangen! Unsere Erfindung macht Deine Verbrecherphantasie zu Schanden — Du siehst einen Kampf vor Dir, zu welchem Du ungerüstet bist."

Solche Gedanken unterschob Cabarro seinem Gegen-

über und wurde in diesen Vermuthungen durch das, was folgte, bald noch mehr bestärkt.

Villiers saß noch lange still da. Cabarro ließ ihn sitzen und begnügte sich, unter dem Scheine, die stumme Bewegung zu ehren, den überlisteten Gegner schadenfroh zu beobachten. Endlich begann er im Tone eines geistlichen Zuspruchs:

„Fassen Sie sich, Herr Villiers und glauben Sie, daß wir ihm wie einem Bruder zugethan waren. Der Tod ist kein Unglück, wenn wir die Nichtigkeit des Lebens betrachten. Ihr Onkel ist als frommer Sohn der Kirche, für die er gelebt, dahingeschieden und hat sich durch die edlen, christlichen Bestimmungen, die er beim Abschied aus der Welt getroffen, das Gebet der Gläubigen für ewige Zeiten gesichert.“

Villiers sprang auf. Dieser Trost schien ihm gar nicht zu munden, sondern ihn wild zu machen. Cabarro konnte wenigstens die Aufregung, in der er auf- und abzugehen begann, nur als eine Aufwallung von Entrüstung und Wuth deuten. Plötzlich blieb er vor dem Jesuiten stehen und sagte mit bebenden Lippen:

„Möge ihm der Himmel den ewigen Frieden geben und Euch, fromme Väter, für Alles lohnen, was ihr an ihm gethan! Die Schrift lehrt uns, daß wir uns

einmal wiedersehen! An diesem Troste müssen wir uns aufrichten und die Todten als Abwesende betrachten, die wir heute vermissen und vielleicht am nächsten Morgen wieder antreffen!"

Er stürzte fort und ließ den Pater von dieser doppelsinnigen, schneidenden, herausfordernden Schlußrede wie betäubt stehen.

In die größte Unruhe versetzt erschien Cabarro bei Vitelleschi, der ihn mit Ortiz schon ungeduldig erwartete, denn die Nachricht vom Besuch war bereits hinaufgelangt.

Haarklein, auf das Umständlichste, erzählte er das Zusammentreffen mit dem Neffen und wiederholte wortgetreu dessen Abschiedsworte, die von einem so seltsamen Doppelsinn erfüllt waren.

Die beiden Jesuiten waren derselben Ansicht darüber wie Cabarro.

Der Ordensgeneral sagte:

„Wir müßten in arger Täuschung befangen sein, wenn wir den Sinn der Schlußworte in Zweifel ziehen wollten: sie sind entsetzlich klar, von einer blasphemischen Nacktheit und einem grausamen Sarkasmus. Villiers Gauthiot weiß recht gut, daß sein Onkel ohne Testament zu Grunde gegangen ist und daß wir etwas

unternommen haben, um seine Absichten trotzdem zu erfüllen. Ich kehre zu meinem ursprünglichen Verdacht zurück, daß dieser Mensch der Zusender der vergifteten Aepfel und endlich der Urheber der Katastrophe ist, die seinem Onkel das Leben gekostet. Die Worte, die er soeben gesprochen, der Zettel, der dem Amulet beigelegt war, und der Brief, den er aus Castellamare geschrieben, haben eine verzweifelte psychologische Aehnlichkeit untereinander. Dennoch bleibt er der Ueberlistete, denn er ist in das Gewebe seines verbrecherischen Werks so verstrickt, daß er gegen uns nicht auftreten kann, gleichwie wir selbst wieder ihn nie als Mörder verfolgen und die aufgeführte Erbkomödie niemals widerrufen können. Einen Scandal, ein Gewitter kann er über unsere Häupter heraufbeschwören, nichts weiter; daher glaube ich, daß man, um der Reputation unseres Ordens willen, sehen muß, wie man ihn vernichte."

Fünfzehntes Kapitel.

Unerwartet!

Der Aufenthalt Villiers Gauthiot's in Rom war diesmal noch kürzer als gewöhnlich. Von allen Personen, mit welchen er zusammengekommen, hatte er erfahren, daß sich die Dinge in Bezug auf seinen Onkel wirklich genau so verhielten, wie sie ihm vom Pater Cabarro geschildert worden. Niemand hatte gehört, daß Jemand einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser seltsamen Thatsachen ausgesprochen hätte.

Die Jesuiten genossen, als einige Tage ruhig verstrichen waren, wieder der ganzen Sicherheit ihres glücklich ausgeführten Streiches. Nur in der Seele des Ordensgenerals, der freilich von vielen Dingen in Anspruch genommen war, blieb, so oft eine Erinnerung an den Verstorbenen auftauchte, und ob er auch keinen Vorwurf, keine Reue über den gespielten Betrug fühlte,

ein gewisser Druck zurück. Er sagte oft zu sich, wie um sich selbst zu beschwichtigen: „Wir haben nur Deinen Willen ausgeführt, armer Todter! Das ist geschehen, was längst Deine Absicht war und die Contremine Deiner und unserer Feinde ist in die Luft geflogen. Solcher Mittel muß man sich bedienen, um auf der Welt das Rechte durchzusetzen und zu seinem Recht durch Unrecht gelangen! Es ist einmal so, ist nicht anders und es wäre vergeblich, darüber zu klagen."

Eben in diesen Herbsttagen des Jahres 1626 hatte sich übrigens Mancherlei ereignet, was das Gemüth Vitelleschi's verdüstern mußte. Es traten Anzeichen ein, als ob die Stellung des heiligen Vaters dem Orden gegenüber eine gemessene, ja eine feindliche werden sollte.

Urban VIII., ein geistreicher, lebensheiterer, nur aber allzusehr von sich eingenommener Kirchenfürst, hatte sich nie als ein besonderer Freund des Ordens gezeigt. Als er noch Cardinal und Vorsteher des griechischen Collegiums war, hatte er die Jesuiten daraus entfernt und die Verwaltung des Collegiums Benediktinern übergeben. In der letzten Zeit hatte er den Orden noch weit schmerzlicher verletzt. Ein vornehmer katholischer Edelmann aus Schottland war nach Rom

gekommen und hatte in der Jesuitenkirche del Gesu unter den übrigen Heiligen und Märtyrern der Gesellschaft auch das Bildniß der Jesuiten Oldcorn und Garnet gefunden. Er nahm Audienz bei dem Papste und führte Klage, daß man Verschwörer wider den König und das Parlament von England, die die Absicht gehabt, den königlichen Palast in die Luft zu sprengen und deshalb als Mordbrenner verurtheilt und hingerichtet worden waren, in Rom zu öffentlicher Verehrung ausstelle. Urban gebot ihre Entfernung. Nun berichtete ein französischer Cavalier, daß auch Goignard, ein Jesuit, der durch Parlamentsbeschluß gehenkt worden war, weil er von der Kanzel aus behauptet, daß Heinrich III. durch den Clement mit Recht umgebracht worden und daß man auch Heinrich IV. Tod befördern müsse, wenn er nicht im Kriege umkomme — in der Kirche als Märtyrer hänge. Urban hatte darauf kurz und bündig befohlen, die Kirchen von allen jesuitischen Heiligen, mit Ausnahme des Ignatz von Loyola und Franz Xaver, zu säubern — eine Verordnung, der gehorcht werden mußte, die aber bitter gefühlt wurde.

Wenn wir einen Kampf voraussehen, dem uns die Macht der Dinge schon seit lange entgegentreibt, bemächtigt sich des Gemüths zuerst eine tiefe Verstimmung.

Die Nacht vor der Schlacht, ehe die ersten Schüsse gefallen, sind das ärgste. Gespenstig erscheinen die vorausgeworfenen Schatten der Dinge und ängstigen den Stärksten.

Vitelleschi kam nach einer langen Audienz im Vatican mit verdüsterter Seele in seine Residenz. Es war Nacht, eine jener klaren und kalten Dezembernächte, die besonders unheimlich sind, wenn der Wind von den latinischen Gebirgen herabbläst. Der General schritt durch die düstern, hallenden Gänge und trat in sein Gemach, vor dessen Schwelle ihn sein Privatsecretair noch erwartete. Vitelleschi sagte ihm, daß er sich zu Bett begeben könne, da er auch die wichtigste Correspondenz bis auf Morgen verschieben wolle.

Die Kerzen wurden angezündet, Vitelleschi blieb allein; nur der weiße Kater, der im Lehnstuhl geschlummert hatte und seine Bequemlichkeitsliebe besiegend mit Zeichen der Freude seinem Herrn entgegenkam, war bei ihm. Lange stützte sich Vitelleschi auf den Tisch, wo das pergamentgebundene, nun beinahe hundertjährige Buch der Institutiones lag, und blickte auf einen Haufen Briefe, die in seiner Abwesenheit eingelaufen waren, ohne irgend etwas ins Auge zu fassen. Mechanisch nahm er einen nach dem andern

in die Hand, bis Einer davon ihm auffiel. Er riß ihn auf und las Folgendes:

„Mein hochwürdiger Vater in Christo!

Eure Sorge über mein Verschwinden wird eben so groß sein als die Qualen, die ich indeß ausgestanden habe. Gewiß sind alle Nachforschungsversuche, die Ihr angestellt habt, eitel geblieben; das Verräthernetz, in das ich fiel, war so fein gesponnen, daß ich selbst es noch nicht recht durchschaue. Der hochwürdige Hofcaplan des Vicekönigs von Neapel, Abbate Milesi, und Euer ehemaliger Zögling Falconet sind meine Retter; ohne ihren Beistand war Euer unglücklicher Freund für diese Welt verloren und der Sieg der Bosheit errungen. Ihr werdet die verbrecherische Geschichte mit allen Umständen erfahren, vorerst melde ich Euch nur, daß ich lebe und hier im Jesuitenconvent von Neapel, das mir großmüthige Unterkunft giebt, krank darniederliege. Ein schreckliches Fieber peinigt mich und läßt mir wenig Hoffnung, Euch je wiederzusehen, wenn sich nicht Einer der Eurigen beeilt, mich zu besuchen! Für den Fall meines Todes ist durch die beiliegenden Schriften gesorgt. Empfangt hiermit mein Testament, als eine alte Schuld, die ich abtrage und auf die Ihr kaum

mehr gerechnet haben mögt. Möge diese Schenkung weniger ihres Umfangs willen einen Werth haben, als darum, daß sie mir eine so scheußliche Verfolgung zugezogen und daß ich sie in einem Augenblick mache, da mich jeder Federzug eine schmerzhafte Anstrengung kostet.

Gauthiot, Herr von Ancier."

Zu Neapel,
am ersten Sonntag im Advent.

Lange stand Vitelleschi da, am offenen Fenster, über seinem Haupte die geheimnißvolle, feierliche Nacht, aus deren Schooße die Sterne so kalt, so ernst herabsahen und hielt den Brief in der Hand. Er fuhr sich in das kurzgeschnittene weiße Haar, das sich bei der Lektüre emporgesträubt hatte, endlich öffneten sich die streng geschlossenen Lippen.

Er sagte:

„Wenn Du wirklich lebst, Gauthiot, dann dauerst Du mich! Ich habe Dich nicht beklagt, als ich Dich von Mörderhänden erdrosselt glaubte, jetzt, da Du dem Tod entgangen, dauerst Du mich! Ich wollte Dich nicht berauben, nur das festhalten wollte ich, was uns zugesagt war, die Mittel, die wir gebraucht, wenden sich plötzlich

gegen Dich — und uns! Rückgehen können wir nicht, eingestehen können wir nichts — vorwärts muß es gehen, vorwärts, denn was stattgehabt, muß aufrecht gehalten werden; unsere Bahn ist vorgezeichnet...."

Ihn durchrieselte ein Schauer — unten patrouillirte der Wind, das Reitpferd des Teufels, das auf ihn wartet. Der gespenstige Rappe braust die Straßen hinab und schnaubt, und schüttelt die Mähne, forscht ungeduldig von Thür zu Thür, saust jetzt wie auf Flügeln davon, kommt jetzt langsam suchend wieder, und dem Ordensgeneral schien, als höre er dazwischen pochen, ängstlich pochen, — sein Freund, Herr von Ancier, stand unten, krank, fiebergelb, im Bettlermantel, und er durfte ihm nicht öffnen, er durfte ihn nicht erkennen!...

Sein Blick fiel auf den Globus, mit rothen Kreuzchen besät, er sagte:

„Es war für dich gethan, für den Glanz, für die Macht und die Kraft des Ordens. Ich — was hab' ich davon?"

Er schloß das Fenster und ging auf sein Bett zu, das in dem Alkoven stand, der theologische Kater, von der ungewohnten Haltung seines Herrn beunruhigt, retirirte vor ihm bis an den Globus, sah den Ordens-

general mit seinen gespenstigen Augen an und begann die Südsee mit seinem Schwanze zu peitschen.

„Wahrlich!“ murmelte Vitelleschi, „es geschehen Dinge zur Ehre Gottes, die das Blut erstarren machen! Wenn Du lebst, für den wir zu handeln vorgeben, dann Gott, sei uns gnädig!....“

Mit gesträubtem Haar, von unnennbaren Schauern gefaßt, beunruhigt, zitternd, ging der alte Atheist zu Bette.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.